



Sottie v. Buxhoewden,

Die Kreuzenten.

Tabea.



ESTICA

A 6393


# Die Kreuzenten. Tabea.

Zwei Erzählungen aus baltischen Ländern.

für die Jugend

von

Lottie v. Buchhoevden.

4A 

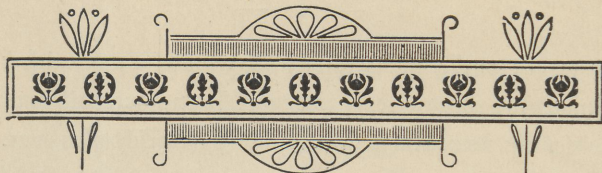
29167

Dresden.

Carl Tittmann's Verlag.

Die Kreuzenten.





## Erstes Kapitel.

### Die alte Forstei.

**S**ie lag auf einer großen Insel, mitten im baltischen Meere, im hohen, dunklen Tannenwalde, die alte, gemütliche Forstei, auf einem breiten Durchhau, an dessen einem Ende man einen Blick auf das Meer hatte, das ewig wechselnde Meer, welches im Frühling und Sommer bei stillem Wetter so ruhig und friedlich dalag wie ein klarer Spiegel, und im Herbst und Winter während der großen Stürme so tobte und brauste, daß die Forsteibewohner Nachts nicht schlafen konnten.

Es war eine Kronsförstei, und vier Generationen hindurch war sie in den Händen der Familie Krause gewesen. Es war recht einsam hier; die ganze Nachbarschaft bestand aus zwei Privatgütern, von welchen das eine nur im Sommer von der Familie von Billen

bewohnt wurde, und mehreren Kronsgütern, auf welchen immerfort die Arrendatore wechselten, weshalb mit diesen ein steter Umgang vollständig ausgeschlossen war.

Außerdem war noch am andern Ende der Insel in einer Entfernung von etwa zwanzig Werst ein kleiner Flecken mit einer Kirche, ihrem idyllisch gelegenen Pfarrhause, einem hübschen Doctorat, einer Apotheke und einigen Läden, wo man alles Nöthige haben konnte, von Stoffen und Tüchern an, bis zu allen erdenklichen Provisionen, ja bis zu Nägeln und Stricken hinunter.

Die Forstei war ein großes steinernes Haus mit einem Mittelbau und zwei Seitenflügeln, welche der Großvater des jetzigen Besitzers zugebaut hatte, da die Familie zu zahlreich geworden war. Von oben bis unten zog sich Weinlaub über das alte Haus hin und wenn dasselbe im Spätherbst eine satte rote Färbung angenommen hatte, war die Forstei in ihrer Umgebung von dunklen Tannen so wunderbar schön, daß es wohl ein Malerauge entzückt hätte!

Hinter dem Hause zog sich ein großer Garten hin, ein altmodisches, lauschiges Stückchen Erde mit grünen Hecken, die immer kurz geschoren wurden, sehr ordentlich gehaltenen Kieswegen, Obstbäumen und einer Unmasse von Beerensträuchern. Dicht am

Hause waren drei große, runde Blumenbeete, die besondere Sorge und Freude der Frau Oberförster, welche ihren Stolz darin sah, die Zimmer mit hübschen duftigen Blumen zu schmücken. Dieser alte Garten war immer das Paradies der Jugend gewesen. Da gab es so viele versteckte Plätzchen, die Geißblattlaube, der runde Platz unter den großen Kastanien, wo die Schaukel und der Sandhaufen waren, der Tummelplatz der jüngsten Sprößlinge des Hauses.

Wie viel hatte schon der Garten gesehen und erlebt! Was für herrliche Versteckspiele waren in seinen dunklen Laubengängen gespielt worden, wie viel kindliche Geheimnisse hatte er mit anhören dürfen, wenn Geburtstage oder Weihnachten vor der Thür standen; wie viele junge glückliche Brautpaare hatte er belauscht, wenn sie im ersten Frühling ihrer Liebe in den einsamen Garten gekommen waren, um ungestört zu sein und sich die tausend Liebesworte ins Ohr zu flüsteren, welche für den Unbetheiligten immer so sinnlos klingen und für die beiden Glücklichen die süßeste Musik sind. Aber auch viel Trauriges hatte er mit erleben müssen; wenn Krankheit oder Tod die Familie heimgesucht hatte, wie oft war er dann Zeuge des heftigen Schmerzes gewesen, der die armen Heimgesuchten hinaus aus dem Hause, wo sich all' der

Sammer abspielte, in den Garten getrieben hatte, um hier ihren Kummer auszuweinen! Ja der alte Garten hatte seine Geschichte und hätte viel erzählen können, wenn nur die Menschen ihn verstanden hätten. Wenn die großen Lindenbäume, die ihre schattigen Kronen wie beschützend über das Dach des alten Hauses ausbreiteten, an schönen Sommerabenden sanft rauschten, dann sprachen sie eine Sprache, die nur wenige auserlesene Sonntagskinder verstehen konnten, und denen erzählten sie dann vieles aus der Vergangenheit, Trauriges und Lustiges, und wenn das Sonntagskind dann wieder in's hell erleuchtete Haus kam, so meinte es, geträumt zu haben und lachte über den alten Garten, der ihm hatte einbilden wollen, daß er sprechen konnte!

Es war ein schwüler Juniabend. Wunderbar heiß für Anfang Juni war es den ganzen Tag über gewesen und auch jetzt, obgleich schon 9 Uhr Abends, war es immer noch drückend schwül. Alle Fenster standen weit auf und aus der großen Wohnstube, wo die Familie noch zusammen saß, hörte man fröhliche Kinderstimmen. Ein breiter Lichtstrahl fiel in den dunklen Garten hinaus und in demselben ging schon lange die älteste Tochter des Hauses, die blonde Else, auf und ab. Tief in Gedanken schien sie versunken

zu sein, um ihren fest zusammengepreßten Mund zuckte es manchmal schmerzlich und in ihren großen dunklen Augen lag eine Welt von Schwermut. Else war ein Sonntagskind und hatte schon oft auf die Sprache der alten Lindenbäume gehorcht, war aber in letzter Zeit immer unzufrieden mit ihrem Geflüster gewesen, denn sie sprachen immer nur von ihrer Liebe zum alten Heim. Sie erzählten ihr, daß es nirgends auf der Welt schöner sein könnte wie hier auf diesem gesegneten Fleckchen Erde, auf diesem meerumrauschten Eilande im herrlichen Tannenwalde, und Else wollte das nicht hören; sie sehnte sich hinaus, weg aus dieser Einsamkeit, wo das Meer so eintönig rauscht, Jahr um Jahr in immer gleichem Einerlei sich folgte, wo sie immer nur dieselben Menschen sah und immer nur dasselbe erlebte.

Sie wollte die Welt sehen mit ihren ungekannten Freuden, wollte weg, weit weg über's Meer hinaus auf's Festland, in die großen Städte, wollte mit eigenen Augen all' das Schöne sehen, wovon sie in ihren Büchern so viel gelesen hatte. Heute war es ganz still im Garten, kein Lüftchen bewegte sich und die Lindenbäume sahen stumm und traurig hinunter auf ihren klagenden Liebling. Allmählig wurde es auch still im Hause, Else hörte, wie man sich gegen-

seitig gute Nacht wünschte, sie hörte die sanfte Stimme der Mutter, die nach ihr fragte, dann schloß jemand die Fenster und gleich darauf wurde es dunkel im Zimmer.

Jetzt mußte auch sie herein, denn bald würde die Magd die Gartenthür schließen, und die Nacht draußen zuzubringen würde ihr doch nicht gefallen. Sie trat in den Hausflur, wo die Lampe noch brannte und, einem plötzlichen Impulse folgend, kehrte sie kurz vor der Treppe um und öffnete die Thür zum Speisezimmer. Hier schlief der alte Sultan, ihr großer Freund, und nie ging Else schlafen, ohne dem treuen Wächter des Hauses, der jetzt bei zunehmendem Alter nicht mehr wie früher seine Nächte draußen zubrachte, gute Nacht zu sagen. Es war ganz dunkel hier, aber sie kannte den Weg zu der Ecke, wo der große Bernhardiner seinen Platz hatte, und ging sichern Schrittes darauf los. Vor dem Hunde hinknieend, streichelte sie sanft sein Fell. Sultan wedelte freudig mit dem Schwanz und leckte ihr die Hand.

Eben wollte sie sich erheben, als sie plötzlich aufhorchte. Sie hatte ein leises Geräusch unter sich vernommen. Raum hörbar raschelte und bewegte sich etwas unter der Diele und Sultan knurrte leise.

Da sprang Else auf; nun wußte sie, was das

Geräusch war: Alle Sehnsucht, alle Trauer war vergessen, mit einem Satze sprang sie aus dem Zimmer, die Treppe hinauf und stürzte atemlos in ihr Schlafzimmer, welches sie mit ihrer um zwei Jahr jüngeren Schwester Olga theilte. „Olga, Olga,“ rief sie aufgeregt, „die Kreuzenten sind ausgefrohen, ich habe sie eben ganz deutlich gehört. Lauf schnell hinunter in's Speisezimmer, ich werde es den Eltern und den Kindern sagen!“ Bald waren sie alle unten, groß und klein, und nun standen sie herum und lagen am Boden, alle horchend und sich fröhlich lachend ansehend. Ja, Else hatte recht gehabt, ihre lieben kleinen Freunde trippelten unten herum und morgen würden sie alle aus ihrem Versteck herauskriechen, die lieben, gelben unbeholfenen Dingerchen, und dann würde das Mütterchen all' ihre Jungen auf den Teich im Hofe bringen, dort würden sie ihre ersten Schwimmerversuche machen, und wenn sie es erlernt, würden sie wieder wie nun alle Jahre seit langen, langen Zeiten, wegziehen über's Meer.

Vor nun zwanzig Jahren, wie die Eltern als junges Paar eingezogen in das alte Haus, waren auch ein Paar Kreuzenten mit eingezogen, hatten unter dem Fundamente des Hauses gebrütet und nun kamen sie jedes Jahr und zogen jedesmal, wenn sie ihre

Jungen ausgebrütet, mit ihnen davon. Ob es immer noch dasselbe alte Paar war, welches so treu an der alten Forstei hielt, oder ob die in der Fremde andern erzählten, wie schön es auf der kleinen einsamen Insel wäre, und diese dann ihren Weg dahin fanden, wer kann es wissen? Jedenfalls waren ein Paar Kreuzenten während zwanzig Jahren dem mit Reben geschmückten Hause treu geblieben!

Dieses Jahr hatte sich die alte Ente mit dem Brüten nicht beeilt, und die Kinder waren schon ganz ungeduldig geworden.

Endlich ermahnte der Oberförster, ein sehr großer, stattlicher Mann mit einem blonden Vollbart und einem energischen Gesicht, daß es höchste Zeit zum Schlafengehen sei, und die kleine Gesellschaft stürmte lachend und schwatzend die Treppe hinauf.

Zuerst ganz voran die zwei Knaben Erich und Kurt, 12 und 10 Jahre alt, richtige Wildfänge, dann die 5 jährige Vera, ihr größter Bewunderer und eifriger Verbündeter, wenn es galt irgend einen dummen Streich auszuführen. Sie hatte schon im Bette gelegen und war höchst primitiv gekleidet, zum allgemeinen Ergötzen der Geschwister. Ihre nackten Beinchen steckten in zu großen Schuhen, die sie fortwährend verlor und

ihr von den Brüdern unter größtem Jubel zugeworfen wurden.

Dann folgte die vernünftige 15 jährige Olga, die Stütze und rechte Hand der Hausfrau, welche trotz vieler Stunden immer Zeit fand, der Mutter in Küche und Keller behülflich zu sein. Sie hatte ihren Arm um das kleine achtjährige Mariechen gelegt, der Herzensliebbling des Vaters, das Ebenbild der Mutter, seiner treuen Lebensgefährtin: äußerlich dieselbe schwächliche zarte Gestalt, die dunklen krausen Haare und traurigen Augen, dasselbe sanfte, etwas schüchterne, anschiemende Wesen, welches den starken kräftigen Mann schon damals, jetzt vor 21 Jahren so entzückt hatte und auf ihn noch immer dieselbe Anziehungskraft ausübte.

Die Mutter ging neben ihrer Aeltesten, der langen Else, die sie um eine Kopfeslänge überragte. „Hast Du wieder allein im dunklen Garten geträumt, mein Liebling?“ sagte sie und legte ihren Arm zärtlich um die schlanke Taille der Tochter. „Hast Du darüber nachgedacht, daß morgen Dein Geburtstag ist und Du 17 Jahre alt wirst; daß Du aus den Kinderschuhen austrittst und es nun endlich Zeit für Dich wird, mir einige meiner Sorgen und Pflichten abzunehmen und mir eine Stütze zu werden, oder — irrten Deine

Gedanken wieder in der weiten Welt herum, dort das Glück suchend, welches Du hier in so reichem Maße hast?“ Else hatte ihren Kopf tief geneigt, sie antwortete nichts und führte nur die Hand der Mutter an ihre Lippen. Erich war zuerst oben angekommen und seine Arme vorstreckend, verhinderte er die Andern, an ihm vorüberzugehen. „Kindersch!“ rief er und versuchte die tiefe, etwas heisere Stimme des Vaters nachzuahmen, was ihm so gelang, daß alle, selbst der Förster, der noch weiter zurückgeblieben war, um die Lampen auszulöschen, in ein lautes Gelächter ausbrachen. „Kindersch, es ist höchste Zeit, jetzt in die Betten zu gehen, denn wenn wir noch lange warten, dann schlägt die Uhr 12 und der Geburtstag unserer hohen Prinzessin, ihrer Hoheit des Fräulein Else Krause bricht an! Dann müssen wir ihr in diesen keineswegs sonntäglichen Bekleidungen unsere Gratulationen zu Füßen legen, und das würde sich doch garnicht schicken und Ihre Hoheit höchst ungnädig aufnehmen!“

Mit diesen Worten drehte sich Erich auf dem Absatz um und war gleich darauf in seinem Zimmer verschwunden. Alle folgten seinem Beispiele, nur die Mutter blieb oben stehen und wartete auf ihren Mann. Zärtlich legte er seinen Arm um die kleine, feine Gestalt, welche ihm kaum bis zur Schulter

reichte, und innig umschlungen gingen auch sie in ihr Zimmer.

„Was fehlt meinem Herzblatt, warum wieder der traurige, besorgte Blick?“ sagte der Oberförster und sah forschend in die treuen Augen, die als klarer Spiegel ihrer Seele kein Geheimnis vor ihm gehabt, und ihm durch all die Jahre hindurch erlaubt hatten, jeden Gedanken abzulesen.

„Mir macht Else Sorge, Otto,“ war die leise Antwort, „sie ist seit ihrer Konfirmation ganz anders geworden; immer träumt sie vor sich hin, sie kümmert sich gar nicht mehr um uns alle und sieht immer unzufrieden und traurig aus!“

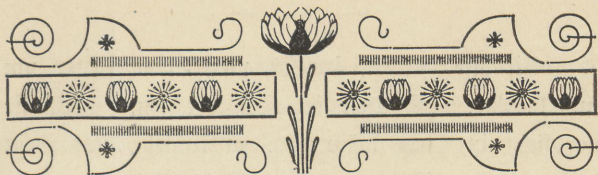
„Ach, mach' Dir darüber keine Gedanken, mein Liebling!“ sagte der Oberförster lächelnd, „Else ist jetzt im Uebergangsstadium: Kind ist sie nicht mehr und Jungfrau auch noch nicht ganz und da leiden solche unreife Dinger immer etwas an Weltschmerz und Selbstüberhebung. Das geht aber vorüber, es ist so eine Art letzte Kinderkrankheit, die man nicht bemerken muß!“

Allmählig war es im ganzen Hause dunkel geworden; alles schlief, nur ganz unter dem Fundament des Hauses krabbelte und wimmelte es: Die alte Entenmutter hatte vollauf zu thun mit ihrer kleinen

Schar und der alte Enterich gabelte und freute sich, daß nun endlich die schöne Zeit gekommen war, wo sie alle wieder hinaus ziehen konnten über das Meer hinweg in die weite Welt hinaus.

Auch ganz oben in ihrem Zimmerchen träumte ein blondes Kind von fernen Ländern, wo das Glück wohnte und es erwartete. Draußen war es kühler geworden, ein frischer Nachtwind hatte sich erhoben und der Mond goß sein Licht auf die schlafende Erde nieder.





## Zweites Kapitel.

### Der Geburtstag.

**E**s war 6 Uhr morgens. Die Sonne war in ihrer ganzen Pracht aufgegangen, das Meer lag da wie ein weiter, bläulich schimmernder Spiegel, die Vögel jubilierten in den Lüften und das frische junge Laub der Bäume strömte einen aromatischen, belebenden Duft aus. Da öffnete sich leise ein Fenster im oberen Stockwerk, und ein blonder Mädchenkopf sah heraus. „Nein, dieses herrliche Wetter!“ sagte Else und sog mit vollen Zügen die frische Morgenluft ein. Einige Augenblicke darauf war sie unten im Garten. In ihrem hellblauen Rattunkleidchen, welches ihrem schlanken Busche so vorzüglich stand, dem goldig flimmernden Köpfehen, den großen dunklen Augen und dem zarten Teint war sie das Bild der verkörperten Jugend und Holdseligkeit.

Sie blieb stehen, sah sich nach allen Seiten um und horchte. „Sollten sie schon fort sein,“ sprach sie vor sich hin, „das wäre doch zu traurig, und mein schönes Frühaufstehen ganz unnütz.“ Schnell lief sie durch den Garten und in den dahinter liegenden Hof. Da waren sie, die sie suchte, das Kreuzentenpaar mit 9 reizenden, gelben Jungen, und sie schnatterten im Hofe herum.

Um sie im Kreise stand eine bunte Gesellschaft und freute sich über die neuen Ankömmlinge: Kutscher, Gärtner, Forstgehülfsen, Vieh- und Gartenmägde in ihren malerischen, estnischen Kostümen. Alles lachte, schwatzte und schnatterte mit den Enten um die Wette und verstummte plötzlich, als Else sich zeigte. Sie war ein großer Liebling von allen, die sanfte blonde Else, alle Gesichter erhellten sich und von allen Seiten wurde ihr das übliche „Terre, Terre:“ „guten Morgen!“ freudig zugerufen.

Freundlich lächelnd erwiderte sie den Gruß und schritt quer durch den Hof durch die Pforte in eine Allee hinaus, eine Tannenallee, welche direkt zum Meere führte. Es war ihr Lieblingsweg und selten verging ein Tag, an dem sie nicht hierher gekommen wäre, besonders gegen Abend, um den Sonnenuntergang zu genießen. Im Sommer ging die Sonne ge-

rade am Ende der Allee unter; wie ein goldiger Ball tauchte sie in das Meer. Das Wasser und der Himmel nahmen die verschiedensten Farben an und abgegrenzt von den dunklen Tannen nahm es sich aus wie ein wunderbar gemaltes Bild, welches Else nie überdrüssig wurde zu bewundern.

Heute sah es anders aus: im tiefsten Blau lag das Stückchen Meer am Ende der Allee vor ihr und die Sonne funkelte und spielte auf dem Wasser, so daß Else geblendet ihre Augen abwenden mußte. Sie hatte die Pforte offen gelassen, wußte sie, doch, daß diese Allee jahraus jahrein der Weg war, den die Entenfamilie einschlug, um ihre weite Reise anzutreten. Und richtig, sie war noch nicht lange gegangen, da hörte sie hinter sich das Geschnatter der Tiere und da kamen sie heran, das Mütterchen voraus, den Weg zeigend, dann die kleinen, unbeholfenen Jungen, zuletzt, wie um alle seine Lieben zu schützen, der Enterich.

Else ging schneller voraus, sie wollte ans Meer, wollte zugegen sein, wie jedes Jahr, wenn die Tierchen Abschied nahmen von ihrer einsamen Insel und selig hinausschwammen dem Glücke entgegen.

Da, — was war das? ein Geschwirr von Menschenstimmen, schnelle laufende Schritte und richtig, da kam sie heran, dort unten an der Pforte, die wilde

Geschwisterschar, schreiend, lachend und jauchzend, voraus die beiden Knaben, dicht hinter ihnen nach Atem ringend, ohne Hut und mit zerzaustem, wie es schien, noch ungekämmtem Lockengewirr die kleine Vera, etwa 20 Schritt zurück Olga, das Nestkücken der Familie, die kleine zweijährige Lolotte an der Hand haltend. Nur Mariechen fehlte, sonst waren sie alle da, und Else seufzte tief auf vor Enttäuschung.

Nun war es um ihre Freude geschehen, denn mit dieser lärmenden Schar um sie herum konnte sie nichts genießen, ihren schönen Träumen nicht nachhängen. Else wurde umringt, geküßt und beglückwünscht, so daß sie den Atem verlor und ernstlich um Ruhe bitten mußte.

„Aber Kinder,“ rief sie, „Ihr erschreckt ja die Enten! Seht nur, sie laufen ängstlich hin und her und wagen nicht an uns vorüber zu kommen.“ Das half. Ganz still wurde die wilde Schar und nur Lolotte, Elses besonderer Liebling, klammerte sich an ihre Hand und bat mit ihrer süßen Vogelstimme: „Hopitschki, Else Lolotte will Hopitschki!“ und Else verstand ihr Herzblatt und nahm das kleine zappelnde Ding auf ihre Arme.

Lolotte legte ihren blonden Lockenkopf dicht an die Wange der ältesten Schwester und beide dicken Armchen um ihren Hals. Nun ging es langsam,

schweigend dem Meere zu; die Enten wackelten voraus. Alle traten sie hinaus aus der Allee, und vor ihnen lag das herrliche, blaue, glitzernde Meer wie in Silber getaucht, ohne eine Welle spiegelglatt, nur leise an das Ufer plätschernd. Das Badehaus war gerade vor ihnen und die Kinder gingen auf den Steg und setzten sich alle darauf, um den Abgang ihrer Lieblinge zu beobachten. Die Entenmutter war direkt ins Wasser gelaufen und schwamm nun am Ufer auf und ab, mit den Flügeln schlagend und nach den Jungen rufend.

Die nahmen sich Zeit und liefen erst ängstlich auf dem Lande auf und ab, laut schnatternd, vom Enterich verfolgt. Da allmählig, eins nach dem andern, wagten sie das Schwimmen zu versuchen und wie sie merkten, daß es ihnen so gut gelang, bekamen sie Mut und folgten dem Elternpaar in die blaue kühle Flut. Lolotte war ganz toll vor Seligkeit, sie klatschte in die dicken Händchen, rief einmal über das andere „bravo, bravo! Lolotte will auch zu Tip, Tip!“ Nur mit Mühe hielt Else das kleine, aufgeregte Per-  
fönchen zurück.

Nun schwammen sie dahin, zuerst dicht am Ufer, dann immer größere Kreise ziehend, entfernten sie sich immer mehr vom Lande und dann schwammen sie in gerader Linie davon, direkt auf die Sonne zu, immer

weiter, immer weiter, bis sie allmählig nur noch wie ein dunkler Strich auf dem blauen Wasser sich abhoben. Die Kinder, selbst Lolotte, waren ganz still geworden und Else hatte Thränen in den Augen. „Die Glücklichen,“ murmelte sie ganz leise vor sich hin, so daß es nur Lolotte hörte, die wie erstaunt ihre großen, runden, blauen Augen zu ihr hob und dann mit großer Zärtlichkeit die Thränen von den Wangen küßte. „Rein weinen, Else,“ sagte die Kleine schmeichelnd, „Else artig und Lolotte lieben Else!“ Gerührt und mit einem etwas beschämten Gefühl drückte Else das reizende Kind an ihre Brust.

Rein, artig war sie nicht, das fühlte sie, sehr undankbar gegen den lieben Gott, der ihr so viel geschenkt hatte und von dem sie immer noch mehr verlangte. Da unterbrach Erich die Stille und auf die Allee deutend, rief er aufgeregt: „Seht, da kommt Mariechen gelaufen; die Arme kommt nun zu spät! Aber was hält sie in der Hand, und was ruft sie uns zu?“ Ganz atemlos vom angestrengten Laufen war Mariechen endlich angelangt und zeigte nun den neugierigen Geschwistern, die ihr eine kleine Strecke entgegen gelaufen waren, in ihrer Hand ein kleines, gelbes, zappelndes Entlein. „Die alten bösen Enten haben das süße Ding vergessen!“ rief Mariechen mit thränen-

ersticker Stimme, „und nun bin ich doch zu spät gekommen, die Enten sind weg und was fangen wir nun an?“

Alles drängte sich um sie, alles sprach durch einander. Erich wollte in einem Boote den Enten nachrudern und ihnen ihr Kleines bringen, Kurt schlug vor, es einfach ins Wasser zu werfen. „Es wird schon von selbst nachschwimmen,“ meinte er. „Das erstere ist unmöglich,“ sagte Else, „Du würdest niemals die Enten einholen, Erich, und Deine Idee Kurt, ist einfach herzlos; denn das Entlein ist viel zu ungeschickt und klein und zu vielen Gefahren auf dem Meere ausgesetzt, um es allein sich selbst zu überlassen.“

Mein Vorschlag ist folgender: „Wir nehmen das Entlein nach Hause, füttern es ordentlich und warten ruhig ab, was weiter geschieht. Vielleicht merkt die Alte, daß ihr ein Junges fehlt und holt es ab; wenn nicht, dann bleibt es einfach bei uns bis zum nächsten Jahr.“

Elses Idee fand allgemeinen Beifall und nun ging es im Sturmschritt nach Hause, Mariechen an der Spitze, die noch immer das Entlein in der Hand hielt, und um die sich die Geschwister drängten, um einen Blick auf das reizende Tierchen werfen zu können.

Alle drängten nach Hause, um den Eltern den neuen kleinen Hausgenossen zu zeigen.

Solotte war in größter Aufregung: sie wollte durchaus Tipp Tipp in ihre Hand nehmen, wollte ihm einen Kuß geben, wollte es laufen sehen und brach in Thränen aus, als man ihr nichts von all dem gewähren wollte. Nur mit Mühe gelang es Else, die Kleine zu beruhigen, indem sie ihre Gedanken auf den herrlichen Kringel lenkte, der die Geschwister zum heutigen Geburtstagsfest gewiß zum Kaffee erwartete. Solotte war ein Süßmälchen und eilte nun, so schnell es ihre dicken Beinchen erlaubten, dem Hause zu.

Die Geburtstagsfeier war vorüber. Else hatte die Glückwünsche ihrer Eltern entgegen genommen, die ihr Gesundheit und ein fröhliches zufriedenes Herz für das kommende Jahr gewünscht hatten, ein Wunsch, der die Thränen in die Augen ihres Töchterchens brachte, sie hatte ihren Geburtstagstisch bekommen, lauter reizende Sachen, die sie sich gewünscht und die von der Liebe der Ihrigen zeugten, Kaffee und Kringel waren genossen worden, die so herrlich nach dem langen Morgenspaziergang mundeten, und nun waren die Mutter und Olga in die Wirtschaft gegangen, um alles zu heute Nachmittag für die erwarteten Geburts-

tagsgäste vorzubereiten, und Else blieb allein im Speisezimmer zurück.

Sie hatte vom Vater eine wunderschöne Gedichtsammlung bekommen und war bald in deren reichen Inhalt vertieft. Da plötzlich hob sie den Kopf und lief ans offene Fenster, welches auf die Vorderseite des Hauses führte und aus welchem man einen Blick auf den Durchhau und das Meer hatte. Letzterem entlang lief die Landstraße, die zum Flecken führte, und von dort aus hatte sie geglaubt, ferne Glocken zu hören.

Und jetzt, als sich Else weit hinaus lehnte und angestrengt horchte, klang es ganz deutlich durch die klare Sommerluft. Es waren Postglocken und man unterschied bereits das Rollen eines herannahenden Wagens. Wer konnte das sein? Heute war kein Posttag, die Nachbarn fuhrten alle mit ihren eigenen Pferden, hatten keine Glocken, und Besuch vom Festlande erwarteten sie augenblicklich nicht. Ihre Mutter war eine Festländerin und ab und zu hatten sie wohl Besuch von ihren Verwandten bekommen, aber jetzt gerade hatte sich niemand angemeldet und auf Ueberraschungen hatte sich noch keiner eingelassen. Else lief vor die Hausthür, wo sie mit ihrer Mutter und Olga zusammentraf, welche Neugier auch aus der Küche getrieben hatte.

Da, jetzt bog er um die Ecke, ein Postwagen mit 3 Pferden; er kam schnell näher und hielt vor dem Hause.

Eine ältere Dame mit einem großen, runden, schwarzen Strohhut auf dem Kopfe beugte sich aus der halb offenen Kalesche und eine etwas scharfe Stimme rief den herantretenden Frauen einen freundlichen Gruß entgegen. „Tante Alma, Du bist es!“ rief die Mutter und Else schien es fast so, als ob im Klange der Stimme kein so freudiger Ton herausklang, wie es die Gelegenheit eigentlich forderte. Willkommen in unserem alten Heim! Schön, daß Du Dich unserer endlich erinnerst.“

Sie half der Reisenden aus dem Wagen. Es war eine sehr große, sehr magere Dame, mit einem etwas spizen, blassen Gesichte und ein Paar scharf blickenden, dunklen Augen, mit denen sie nun die beiden jungen Mädchen, die etwas verlegen zurückgetreten waren, von oben bis unten musterte.

„Das sind wohl Deine Töchter, Charlotte,“ sagte sie darauf, „und diese da“ — sie zeigte mit ihrem Sonnenschirm auf die errötende Else, — „meine Tauf-tochter Else. Komm her, Kind, und gieb mir einen Kuß, ich bin extra hergekommen, um Dich einmal anzusehen.“

Else, näher tretend, erhielt einen frostigen Kuß auf die Stirn, während sie, sich tief niederbeugend, die Hand der Tante an die Lippen führte.

Nachdem Olga derselbe Gruß zu teil geworden, traten die Mutter und die alte Dame ins Haus, die beiden Schwestern blieben draußen. Also das war die viel besprochene Tante ihrer Mutter, bei der die letztere gleich nach dem Tode ihres Vaters, der schon lange Jahre Witwer gewesen war, ein Jahr zugebracht hatte, bis sie den Förster kennen gelernt und von ihm heimgeholt worden war in seine liebe, gemüthliche Forstei, auf die einsame Insel, wo sie ihr Glück in reichem Maße gefunden hatte.

Die Mutter sprach ungern von diesem einen Jahre, welches sie in der kleinen Provinzialstadt zugebracht hatte, und von ihrer Tante sprach sie erst recht nicht oft und nicht gern; schien sie doch keine gute Erinnerung von dieser in ihrem Hause zugebrachten Zeit behalten zu haben. Als einzige lebende Schwester ihres Vaters hatte die Frau Oberförster sie gebeten, Patenstelle bei ihrem ältesten Kinde zu vertreten. Die alte Frau war damals zur Taufe bei ihnen gewesen, seitdem hatte sich ihr Verkehr darauf beschränkt, daß alle drei Jahre Frau Krause eine Woche bei ihr zubrachte und ihr regelmäßig einmal monatlich schrieb.

Als Else heranwuchs, übernahm sie die Korrespondenz, bekam auch ebenso regelmäßig eine kurze, frostige Antwort und zu Weihnachten, wie zu ihrem Geburtstage ein paar Bücher geschenkt; meistens solche, die ihr nicht gefielen und welche sie, nur halb gelesen, ihres hübschen Einbands wegen, in ihren kleinen Wand-schrank gestellt hatte.

Und nun war sie gekommen, ohne Anmeldung, wie absichtlich gerade heute an Elses Geburtstag, um ihnen allen den gemüthlichen Tag zu verderben. Else und Olga waren außer sich; lange Zeit gingen sie vor dem Hause auf und ab, von dem unbequemen Gaste redend. Warum war sie überhaupt gekommen und wie lange gedachte sie zu bleiben? Da plötzlich erinnerte sich Olga, daß ihr Kuchen im Ofen war und mit erschreckter Miene lief sie in das Haus und zu ihrer Pflicht zurück.

Else war in tiefem Nachdenken zurückgeblieben. Die Frage, weshalb war die Tante gekommen? ging ihr im Kopfe herum. Vielleicht um ihr Patenkind sich anzusehen. Wenn es ihr gefiel, dann — wer weiß? — — Elses Gesicht überzog sich mit einer flammenden Röthe, in ihren Augen leuchtete es auf und sie folgte schnell ihrer Schwester ins Haus. Bei Tisch war die Tante sehr liebenswürdig. Sie schien

in bester Laune zu sein, rühmte das Essen, ging bereitwillig auf die launigen Scherze des Oberförsters ein, dem es ein Lebensbedürfnis war, seine Umgebung zu necken und der auch die alte Dame keineswegs verschonte.

Sie meinte, daß die alte Forstei, so mitten im Walde, ihr ganz wie ein verwünschenes Schloß vorkäme, wo manch reizendes Prinzesschen zu holen sei. „Ein verwünschenes Schloß, in welchem es aber recht laut zugeht,“ war die lachende Antwort des Hausherrn, „ich frage mich nur immer, wer den größeren Lärm macht, die zweifüßigen oder die vierfüßigen Tierlein, die Kinder oder meine Jagdhunde!“

Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung ertönte, und der Förster legte noch immer lachend die Hände vor die Ohren. Kein Wort hatte die Tante an die Kinder direkt gerichtet, aber es schien Else, als ob die strengen, grauen Augen fortwährend auf ihr ruhten und sie scharf beobachtet würde.

Gegen 4 Uhr kamen die ersten Gäste, der alte, beliebte Pastor mit seiner Frau und zwei Kindern, einer Tochter, welche ein Paar Jahre mehr als Else zählte und einem Sohne, einem langaufgeschossenen Gymnasiasten von etwa 16 Jahren, der in Reval zur

Schule ging und jetzt seine Ferien im Elternhause zubrachte.

Er hatte einen besonderen Kultus für Else und schmachtete die blonde Inselfee, wie er sie nannte, von weitem an.

Auch heute brachte er ihr ein paar Rosen und stammelte dabei einige unzusammenhängende Worte, die wohl einen Glückwunsch bedeuten sollten. Else nahm sie sehr freundlich entgegen und drückte ihm lächelnd die Hand.

Bald darauf fuhr die alte Linie des Baron K. vor und entlud eine große Ladung Kinder von jeglichem Alter, Knäblein und Mägdelein, alle hochblond, alle langgestreckt und mager, mit stark verbrannten Gesichtern, in denen große Nasen und kleine Augen die Hauptrolle spielten, lauter lustiges, kleines Volk mit warmem Herzen und etwas beschränktem Verstande.

Nur zwei machten in dieser Familie eine löbliche Ausnahme, der alte Baron selbst, ein Mann von über 60 Jahren, und sein Sohn aus erster Ehe. Letzterer hatte ein feines Gesicht, dunkelgraue, scharf blickende Augen und dunkle Haare. Er hatte vom Vater den klaren hellen Verstand und das warme, edle Herz geerbt, von der Mutter, welche eine Südländerin war, das etwas fremdländische Aeußere.

Er hatte glänzende Examina gemacht, hatte in Dorpat einige Jahre eifrig Medizin studiert und sich dann zum größten Erstaunen sämtlicher Verwandten und Freunde, die hoch mit ihm hinaus wollten, als einfacher Landarzt auf seiner Heimatinsel etabliert.

Er lebte mit einer Schwester zusammen in seinem hübschen kleinen Doktorate, seiner ältesten Schwester aus zweiter Ehe, einem Mädchen von etwa 20 Jahren. Sie hatte denselben heiteren, geraden Sinn wie ihre Geschwister, denselben etwas beschränkten Geist, dasselbe wenig schöne Aeußere, aber sie betete ihren klugen Bruder an, hielt ihm das Haus und die Wirtschaft aufs musterhafteste und war dem Doktor ganz unentbehrlich geworden.

Auch heute kam sie mit ihrem Bruder erst viel später, als die letzten Gäste, Herr und Frau v. L., ein jüngeres Ehepaar, welches auf einem der Forstei zunächst liegenden Gute lebte, auch schon angekommen waren.

Der Theetisch war unter den großen Linden vor dem Hause gedeckt worden; an dem einen Ende präsidirte die Frau Oberförster, während die älteren Herrschaften sich um sie gruppierten, am anderen Ende des Tisches saß die Jugend und mitten unter ihr das strahlende Geburtstagskind. Ja, heute fühlte sich Else

ganz glücklich, alle Sehnsucht war für den Augenblick vergessen, eine richtige Geburtstagsstimmung war in ihr Herz gezogen. Sie fühlte sich von allen geliebt und bewundert und überließ sich rückhaltlos der Freude des Augenblicks.

Als der Doktor unter die lustige Gesellschaft trat, fiel sein erster Blick auf Else und ein zufriedenes Lächeln zuckte um seinen Mund. Nachdem er die Hausfrau und den Hausherrn begrüßt, ging er zu dem jungen Mädchen und nahm ihre Hand in die seine, ihr tief und ernst in die Augen sehend. Else war aufgestanden und ein leichtes Erröten flog über ihr liebliches Gesichtchen.

„Herzlichen Glückwunsch, Fräulein Else,“ sagte der Doktor und absichtlich dämpfte er seine Stimme so, daß nur Else die Worte vernehmen konnte, „möchten Ihr heutiges Glück und Ihre heutige Zufriedenheit ein gutes Omen sein für das bevorstehende neue Lebensjahr.“

In diesem Augenblicke rief der Oberförster den jungen Mann an seine Seite, um ihn Tante Alma vorzustellen und so bemerkte er nicht den jähen Wechsel auf Elses Gesicht. Der wehmütige, sehnsüchtige Blick trat wieder in ihre Augen, derselbe, der sie nur auf

so kurze Zeit verlassen hatte, und um ihren Mund lagerte sich ein etwas bitterer Zug.

Karl, der Sohn des Pastors, der neben seiner Angebeteten saß, hatte den kurzen Vorgang allein bemerkt und trat hastig an sie heran. „Was hatte er Dir gesagt, Else, das Dich plötzlich so verstimmt?“ sagte er aufgeregt, „der widerliche Kerl, wie wagt er, Dir an Deinem Geburtstage etwas Unangenehmes zu sagen!“

Else legte ihm die Hand auf den Mund. „Still, still, Karl, Du darfst den Doktor nicht widerlicher Kerl nennen, das erlaube ich nicht, und irgend etwas Schlimmes hat er mir auch nicht gesagt. Heute nichts mehr davon, komm lieber mit mir Lawn-Tennis spielen.“

Die ganze Tischgesellschaft brach auf und alles begab sich auf die andere Seite des Hauses, die ältere Jugend auf den Lawn-Tennis-Platz, die Erwachsenen auf die große Veranda, von welcher aus man das Spiel übersehen konnte, und die Kleinen, Mariechen an der Spitze, liefen in den Wald, um Versteck zu spielen.

Der Hausherr blieb beim Doktor und seiner Schwester zurück, welche noch ihren Kaffee tranken. Der junge Mann war sein besonderer Liebling und

er erfaßte jede Gelegenheit, um sich mit ihm in irgend ein ernsteres Gespräch einzulassen. Heute aber schien der Doktor sehr zerstreut und gab dem Oberförster solche eigentümliche Antworten, daß der letztere zuletzt in lautes Gelächter ausbrach.

„Hören Sie, lieber Freund, Sie sind heute ja ganz ungenießbar;“ und als der Doktor eine Entschuldigung vorbrachte, fügte er hinzu: „Ich weiß schon, wo der Schuh drückt; Jugend gehört zu Jugend und der Tennisplatz lockt Sie. Gehen Sie nur hin, ich will Sie nicht länger aufhalten.“

Eine leichte Röte flog bei diesen Worten über das Gesicht des jungen Mannes. Der Oberförster legte lächelnd die Hand auf seine Schulter und sagte in gutmütigem Ton: „Nun, nun, nicht gleich böse sein, ich verstehe Sie vollkommen und glauben Sie mir, lieber Doktor,“ fügte er ernster werdend hinzu, „ich habe nichts dagegen, wenn Sie Ihrem Herzenszuge folgen.“

Die Blicke der beiden Männer kreuzten sich und der jüngere ergriff schnell die Hand des älteren. Sie sprachen kein Wort mehr, aber das Gesicht des Doktors strahlte, als er nun rasch zum Tennisplatz schritt!

Hier war das Spiel in vollem Gange. Else spielte mit Karl gegen Kurt und Lise v. K., der zweiten

Tochter des alten Barons. Als Kurt des Herangetretenen ansichtig wurde, lief er auf ihn zu und, ihm das Kaset überreichend, fragte er ihn, ob er statt seiner spielen wollte. Bereitwillig nahm der Doktor es ihm ab und stellte sich an Kurts Stelle, Else schräg gegenüber.

Karl machte ein verdrießliches Gesicht und meinte, das wäre ungerecht; sie hätten schon fünf Games gewonnen und nun mit so einem gefährlichen Gegner würde man das sechste niemals auch nehmen. Else jedoch entschied zu Gunsten des Doktors und so blieb er. „Das ist ja gerade interessant,“ meinte sie, „nun sind wir gleich stark auf jeder Seite!“ Und nun wurde es wirklich interessant; der Doktor spielte heute besonders gut und seine Seite gewann nacheinander drei Games. Else und er waren die besten Spieler und der Ball flog wohl zehnmal nach einander herüber und hinüber.

Alle, jung und alt, hatten sich um die Spielenden geschart, folgten mit größter Spannung dem Spiele und klatschten in die Hände, wenn ein besonders schwieriger Ball wieder von einem oder dem anderen aufgefangen wurde. Wenn doch die Seite des Doktors immer gewann, so lag es an Karl, der seiner Bestimmung nicht Herr geworden war und plötzlich nachlässig

spielte. Else war reizend, ihr Gesicht strahlte vor Eifer, ihre Augen glänzten und ihr biegsamer Körper flog, kaum die Erde berührend, über den Tennisplatz hin.

War es nun ihr liebliches Bild, von dem der Doktor kein Auge wandte, oder war es etwas anderes, genug, er spielte plötzlich schlechter und Elses Seite gewann das sechste und entscheidende Game. „So ist's recht,“ sagte der Doktor, „das Geburtstagskind mußte gewinnen.“

Else übergab das Raket Olga und ging, sich mit dem Taschentuch leise Kühlung zusächelnd, dem Hause zu. Sie wollte wieder etwas allein sein und lenkte ihre Schritte nach dem stillen Garten. Unter ihren geliebten Lindenbäumen warf sie sich auf den Rasen nieder, um auszuruhen. Da hörte sie über sich Stimmen: Am offenen Fenster im Wohnzimmer saßen ihre Mutter und Tante Alma in eifrigem Gespräch begreifen. Ohne sie belauschen zu wollen, hörte Else doch jedes Wort, und als sie verstand, um was es sich handelte, blieb sie still liegen, mit klopfendem Herzen und hochroten Wangen.

Die Tante redete der Mutter zu, ihr Else mitzugeben auf ein paar Monate. „Sie ist zu hübsch, um hier zu verblühen, und in der Stadt würde ich

ihr Gelegenheit geben, Bekanntschaften zu machen. Sie würde doch etwas von der Welt sehen, Konzerte, Theater besuchen, und wenn sie wirklich in der Stadt niemand finden sollte, dem sie ihr Herz schenken könnte, so ist dann, nach vielleicht einem Jahre, immer noch Zeit genug, sich hier in diese Einöde zurückzuziehen, mit einer Erinnerung im Herzen mehr.“

Atemlos hatte Else zugehört und horchte nun gespannt auf die Antwort der Mutter: „Glaube mir, liebe Tante,“ sagte diese in halb bittendem Tone, „es ist besser, wenn Else gar nicht die Versuchungen der Stadt kennen lernt — sie muß doch wieder hierher zurück und wird dann doppelt die Zerstreuungen und Vergnügungen hier in der Einsamkeit vermissen. Was man nicht weiß, macht einem nicht heiß, Tante Alma, das ist ein gutes deutsches Sprüchwort, das sich immer bewährt.“

Elses Augen füllten sich mit Thränen und ein bitteres, wehes Gefühl stieg in ihrem Herzen auf.

Da plötzlich fiel eine Thüre im Zimmer und die Stimme des Vaters ertönte, welcher erstaunt fragte, warum die Damen sich so von den Gästen zurückgezogen hätten. Die alte Dame wiederholte nun ihr Anliegen und Else hätte fast aufgeschrien vor Herzeleid, als ihr Vater, der immer so eine feste Meinung

hatte und selten seine Ansicht änderte, ihr rundweg die Bitte abschug: „Es thut mir sehr leid, liebe Tante, aber ich kann Ihrem Wunsche wirklich nicht nachkommen. Gerade mit Else habe ich ganz bestimmte Absichten und so, wie ich sie kenne, wird sie uns nur noch unzufriedener zurückkehren und würde sich, wenn sie einmal das Stadtleben gekostet, niemals wieder hier einleben können.“

Else hatte genug gehört. Nur mit Mühe das Schluchzen zurückhaltend, lief sie, wie von Furien gepeitscht, durch den ganzen Garten in die kleine, versteckte Geißblattlaube am Ende desselben. Dort glaubte sie sich sicher, dort warf sie sich in heller Verzweiflung auf die Bank nieder, und ihren Kopf auf den Tisch legend, brach sie in leidenschaftliches Weinen aus.

Ein große Bitterkeit gegen ihre Eltern war in ihrem Herzen, sie fühlte, als ob sie ihnen nie vergeben könnte. Sie waren doch auch jung gewesen, hatten auch vom Leben etwas gehabt, hatten die Freuden der Stadt kennen gelernt und sprachen noch so oft mit vielem Vergnügen von all ihren schönen Erlebnissen. Warum gönnten sie es nun ihrem Kinde nicht? Warum mußte sie hier ihr junges Leben vertruern und niemals von all' dem Schönen jenseits des Meeres etwas zu sehen bekommen?

Sie war so in ihren Schmerz vertieft, daß sie die herannahenden Schritte ganz überhörte und zu Tode erschrocken zusammenfuhr, als sich eine Hand leise auf ihre Schultern legte. Vor ihr stand der Doktor und tiefernst sahen sie die grauen Augen an, so daß sie plötzlich verlegen die ihrigen senkte und ein Gefühl der Beschämung sie ergriff, daß sie sich so rückhaltlos ihrem Schmerze hingeeben hatte.

„Darf ich mich etwas zu Ihnen setzen, Fräulein Else, und wollen Sie versuchen, mich zu Ihrem Beichtvater zu nehmen, mich in Ihr Vertrauen zu ziehen? Vielleicht könnte ich Ihnen durch meinen Rat oder Zuspruch etwas helfen,“ sagte er leise und nahm auf der Bank neben ihr Platz. „Glauben Sie mir, Fräulein Else, wir Ärzte müssen auch immer etwas Ärzte der Seele sein und nicht wahr,“ fügte er hinzu, „alte, gute Freunde sind wir außerdem immer gewesen, seitdem Sie noch ein ganz kleines Mädchen waren und ich Ihnen Bonbons aus Dorpat bringen mußte?“

Else hatte sich während des Doktors Worten beruhigt und nun fühlte sie eine wahre Sehnsucht in sich erwachen, endlich einmal jemandem ihr Herz auszuschiütten, jemandem alles zu sagen, was sie seit so langer Zeit in sich trug. Zuerst stockend, dann immer mehr Mut gewinnend, erzählte sie alles, sprach ihm

von ihrer Sehnsucht, von ihren Thränen, von ihrem heißen Wunsche, hinauszukommen aus dieser Einsamkeit, Neues, Anderes zu sehen und zu hören, nicht immer nur das ewige Einerlei hier auf der Insel; sagte ihm, wie sie soeben das Gespräch zwischen ihren Eltern und ihrer Taufmutter belauscht und wie sehr sie unter des Vaters letzten Worten gelitten hatte.

Der Doktor hatte sie mit keinem Wort unterbrochen und nur manchmal schwer aufgeseuzt. Als Else geendet, war er aufgestanden und mehrere mal in tiefe Gedanken versunken, vor der Laube auf und ab gegangen. Es war ein wahrhaft betäubender Duft von Selängerjellieber in der Laube und schien es fast so, als ob es ihm plötzlich zu schwül in dem engen Raum geworden wäre; denn er fuhr sich mehrere mal mit dem Taschentuch übers Gesicht, welches auffallend blaß zu sein schien. Endlich blieb er vor Else stehen.

„Also, Fräulein Else,“ sagte er und seine Stimme klang merkwürdig verschleiert, „Sie wollen fort von hier, wollen draußen Ihr Glück versuchen, weil Sie glauben, daß hier auf diesem einsamen Fleckchen Erde die blaue Wunderblume nicht wächst. Ich weiß, daß es nichts nützen wird, wenn ich Ihnen sage, daß ich ganz anderer Meinung bin, denn ich glaube, sie findet sich hier leichter und öfter als im Trubel der Welt.“

Aber natürlich in Ihrem jetzigen Zustande werden Sie mir das niemals glauben. Sie wollen Ihren Willen haben, Fräulein Elsa. Was in meiner Macht steht, Ihre Eltern zu überreden, Sie hinaus zu lassen, weg von dieser stillen, lieben, kleinen Insel, das soll geschehen, und ich glaube, es wird mir gelingen. Sie wollen selbst Erfahrungen sammeln und vielleicht — wer weiß — lernen Sie das in der weiten Welt glauben, was Ihnen jetzt unmöglich scheint. Nur eine Bitte hätte ich an Sie: Es wird Ihnen, so weit ich Sie kenne, sehr schwer fallen, Ihren Eltern gegenüber einzugestehen, daß Sie genug haben von dem unruhigen Leben der großen Welt und daß Sie wieder zurück wollen in die alte Forstei. Wenn dieser Augenblick einmal kommen sollte — und eine innere Stimme sagt mir, er wird kommen — dann schreiben Sie mir — nur eine Zeile: „Ich habe genug, ich möchte zurück.“ Ich werde Ihnen dann den Weg ebnen, den Weg zurück ins Vaterhaus! Geben Sie mir Ihr Wort darauf, Fräulein Else,“ fügte der Doktor hinzu und hielt ihr seine Hand hin.

Else legte ihre Hand in die des Doktors und sah ihn voll an. „Ich verspreche es Ihnen,“ sagte sie in bestimmtem Tone; „aber,“ fügte sie lächelnd hinzu, „ich glaube wohl kaum, daß es so weit kommen wird,

im Gegentheil, ich werde wahrscheinlich früher nach Hause müssen, wie ich möchte.“

„Wer weiß,“ sagte der Doktor sehr ernst, ließ ihre Hand los und wandte sich zum Gehen. „Ich gehe jetzt zu Ihren Eltern, Fräulein Else und — ich glaube, Sie werden mit dem Resultat unserer Unterredung zufrieden sein.“

Er war fort und Else blieb allein. Es war kühler geworden, der Abend war hereingebrochen, ein herrlicher, stiller Frühsommerabend, so schön, wie ihn nur die Nordländer kennen, mit einer märchenhaften Beleuchtung, einem wunderbaren, geheimnisvollen Halbdunkel, welches so gar nicht an die Tageshelle erinnert. Das Geißblatt duftete intensiv stark und dicht neben der Laube sang eine Nachtigall ein süßes, schmelzendes Liebeslied.

Elses war es plötzlich so seltsam beklommen ums Herz geworden, ein ihr unerklärliches Gefühl von Wehmut und Sehnsucht nach irgend etwas noch Unbestimmtem, Unbekanntem war in ihr aufgestiegen und die Thränen traten ihr in die Augen. „Wirklich,“ sagte sie für sich selbst und wischte unwillig die verätherischen Tropfen von den Wangen, „ich weiß nicht, was ich will! Nun stehe ich wahrscheinlich vor der Erfüllung meines größten Wunsches und anstatt

überglücklich zu sein, weine ich und fühle mich ganz traurig.“

Sie trat aus der Laube und schlug den Weg zum Hause ein. „Die blaue Wunderblume nannte er das Glück?“ sagte sie leise für sich hin und obgleich sie doch ganz allein war, fühlte sie, wie eine flammende Röthe ihr in das Gesicht trat. „Ob ich sie wirklich da draußen nicht finden werde?“ Längere Zeit ging Else im Garten auf und ab, sie wollte noch etwas allein sein, sie konnte noch nicht unter die lärmenden Menschen, und erst als sie fühlte, daß sie ruhiger geworden war, trat sie ins Haus.

Aus dem Speisezimmer klang ein Stimmengewirr und Else blieb erschrocken stehen. So spät war es geworden und alle saßen schon drinnen beim Thee! Was würde der Vater sagen, der große Pünktlichkeit liebte. Schnell lief sie hinauf in ihr Zimmer, glättete sich ihre Haare, wusch sich die Hände und trat gleich darauf mit schüchternem Blicke und hochroten Wangen ins Eßzimmer.

„Endlich! wo hast Du gesteckt, wo bist Du gewesen? wir haben Dich überall gesucht!“ klang es ihr von allen Seiten entgegen; nur gerade die Eltern sagten nichts und schien es Else fast, als ob ihre Blicke sie wie vorwurfsvoll ansahen.

„Im Garten, es war so schön, so still dort,“ antwortete sie und setzte sich auf ihren, der dortigen Sitte gemäß mit Blumenguirlanden geschmückten Geburtstagsstuhl zwischen Olga und Karl, der sich diesen Platz erobert hatte, nieder. Der Doktor saß ihr schräg gegenüber neben ihrer Tante. Er war mit ihr in ein lebhaftes Gespräch vertieft und sah nur flüchtig auf, als Else eintrat. Die letztere war froh, als nach einer Weile das Stimmengewirr, welches durch ihren Eintritt unterbrochen, wieder laut wurde, und sie sich nicht beobachtet fühlte. Nach dem Braten wurde auf ihr Wohl getrunken und der alte Baron von K., dessen ganz besonderer Liebling sie war, hielt eine sehr hübsche Rede, wünschte ihr ein sonniges, glückliches, neues Jahr und sagte Worte, welche ihr zuerst einen furchtbaren Schreck einflößten, sie aber, als er geendet, wieder ganz beruhigten: „So geht es uns armen Alten“, sagte er, „mit größter Mühe und Sorgfalt erzieht man so ein junges Menschenkind, man pfllegt und hegt es, immer nur an sein Wohl denkend, selbstlos und aufopfernd und wenn man es nun endlich so weit hat, daß man auch anfangen könnte zu ernten, da wo man gesäet, wenn sich das Kind zu einer blühenden Jungfrau, zu einem kräftigen Jüngling in seiner vollen Kraft entfaltet hat, dann hat es genug

vom Elteruhause, es zieht auf und davon, es baut sein eigenes Nest und läßt die armen Alten zurück in ihrer Einsamkeit. Aber darein muß man sich schon fügen und muß selbstlos bleiben bis ans Ende, sich sonnen an dem Glück anderer.

„Hoffentlich, liebe Else,“ schloß der alte Herr und sah sie freundlich an, „bleibst Du Deinen Eltern noch einige Zeit erhalten, denn jung genug bist Du ja noch, um etwas länger im heimatlichen Neste zu bleiben, wo es sich, glaube mir, recht schön leben läßt.“

Else war aufgestanden und ging mit ihrem Glase um den Tisch herum, mit allen anstoßend. Kam es ihr nur so vor, oder war es wirklich so — es schien ihr, als ob die Augen der Mutter sie sehr traurig ansähen, als ob in ihrem Kusse etwas Hestiges, Leidenschaftliches läge, während des Vaters Blick den ihren mied und sein Kuß weit weniger zärtlich war wie sonst bei solchen Gelegenheiten.

Gleich darauf hob Frau Krause die Tafel auf und die ganze Gesellschaft begab sich auf die Veranda. Hier erwartete sie eine große Überraschung: Gerade vor ihnen, vom dunklen Tannenhintergrunde sich scharf abhebend, war ein großes Transparent angebracht worden, in dem zwei Buchstaben, ein E und ein K, schön verschlungen, hell erleuchtet, grell hervortraten.

Den ganzen Durchhau entlang rechts und links vom Wege waren bunte Lampions angebracht und über allem stand der Mond in seiner vollen Pracht und überstrahlte mit seinem weißen, freundlichen Licht das schöne Bild. Es war ein reizender Anblick, und alle Gäste brachen in bewundernde Rufe aus, während sich Else gerührt nach ihren Brüdern umsah, den wahrscheinlichen Urhebern der Überraschung. Aber sie waren nirgends zu sehen und jetzt stellte sich plötzlich die kleine Vera breitbeinig auf den Durchhau und rief mit lauter Stimme: „Bitte ans Meer, meine Herren und Damen, da kommt noch etwas viel Schöneres!“

Lachend und plaudernd zog die ganze, heitere Gesellschaft den Durchhau hinunter. Else hatte Olga's Arm genommen und die beiden Schwestern, dicht aneinander geschmiegt, ohne ein Wort zu sagen, ganz in den Genuß des herrlichen Abends vertieft, gingen etwas abseits zum Meere hin. Wie war es hier schön! Die Mondesstrahlen lagen auf dem Wasser und wie glänzendes, blitzendes Silber überschlugen die plätschern- den Wellen sich am Ufer. Ein kleines Segelboot, mit einigen bunten Lampions geschmückt, schaukelte sich sanft auf dem Wasser und gerade, als die Schwestern, welche etwas zurückgeblieben waren, ans Ufer traten, stieg plötzlich aus dem Schiffchen eine zischende, leuchtende

Rakete hoch in die Luft hinauf. Immer höher und höher stieg sie kerzengrade und jetzt, während eines kurzen Augenblicks, blieb sie stehen, dann senkte sich langsam die Spitze und züngelnden, glitzernden Schlangen gleich entlud sich eine mächtige, goldige Garbe, welche zuerst langsam, dann immer schneller und schneller herunterfiel, um endlich im Wasser zischend zu erlöschen.

Wieder klatschte alles, wieder ertönten Bravorufe und Ausrufe des Entzückens. Else und Olga blieben ganz still, hielten sich an den Händen und sahen mit einem Ausdruck von Begeisterung in den Augen auf das Meer hinaus. Und nun stieg es wieder herauf und oben angekommen, fiel ein einzelner, funkelnder Stern herunter; wie ein leuchtender Diamant senkte er sich tiefer und immer tiefer, bis er das Wasser erreichte, um gleichfalls im Wellengrab seinen Tod zu finden. Noch andere Raketen folgten, bis zuletzt drei auf einmal in die Luft schossen, um wie ein Regen von goldigen Aehren wieder herunterzufallen ins schimmernde Meer. Das war das Ende, denn das Boot wandte seinen Kiel dem Ufer zu und kam langsam durchs Wasser zurückgerudert. Kurt, Erich und ein junger Forstgehülfe sprangen ans Ufer und die beiden Knaben wurden mit Dank und Anerkennung überschüttet.

Gleich darauf drängte alles zum Abschied. Während die Wagen vorfahren und alles umher lachte, sich küßte und auf Wiedersehen rief, hörte plötzlich Else, welche sich noch immer nicht vom schönen Monde trennen konnte und, allein am Waldesrande stehend, die Augen zum Himmel erhoben hatte, die Stimme des Doktors neben sich: „Es war doch schön, dieser Abend im Vaterhause, Fräulein Else! Schön, daß Sie diese Erinnerung mit sich nehmen; vielleicht führt diese Sie wieder zurück, wenn Sie draußen die blaue Wunderblume doch nicht finden sollten. Doch nun gute Nacht und — Gott schütze Sie!“ Er streckte ihr seine Hand hin und Else ergriff sie, ganz verwirrt von dem eben Gehörten. „Sie sprechen, als ob ich wirklich fortginge, Herr Doktor,“ sagte sie schüchtern. „Sie fahren in diesen Tagen mit Frau v. Minkwitz, Ihrer Tante,“ antwortete der Doktor und wandte sich zum Gehen. Von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, drehte er sich noch einmal zu ihr. Sie konnte sein Gesicht kaum unterscheiden, aber sie fühlte seinen Blick, als er leise sagte: „Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, Fräulein Else!“ Dann war er fort und gleich darauf sah Else seinen leichten Wagen davonrollen.

Bald war alles leer vor dem Hause, der letzte Gast war fort und die Familie war ins Haus ge-

gangen. Nur Else war noch in Gedanken versunken gegen einen Baum gelehnt stehen geblieben und schickte sich gerade an, auch den Ihrigen zu folgen, als sie eine schwere Hand auf ihrer Schulter fühlte und die Stimme ihres Vaters ertönte: „Komm mit mir in den Garten, Else, ich habe noch mit Dir zu reden.“ Mit klopfendem Herzen folgte Else dem Voranschreitenden auf die andere Seite des Hauses in den alten Garten. Der Oberförster genoß großen Respekt von seinen Kindern; denn, obgleich ein zärtlicher Vater, der verstand, mit ihnen lustig und guter Kamerad zu sein, wenn sie artig waren, zeigte er sich doch unerbittlich und sehr streng, wenn sie etwas gethan hatten, was irgendwie nach Unfolgsamkeit oder Insubordination aus sah. Else wußte, daß er schon oft sehr unzufrieden gewesen war, wenn er von ihren unnützen Träumereien gehört oder gar selbst etwas gemerkt hatte und nun fürchtete sie sehr das Kommende.

Lange Zeit sprachen Vater und Tochter kein Wort. Auf und ab wanderten sie unter den großen Lindensäumen, und es schien Else fast, als ob sogar in dem Rauschen der Bäume über ihr ein gewisser Tadel über das Benehmen ihres Lieblings herausklänge.

Endlich unterbrach der Oberförster die Stille: „Du weißt, mein liebes Kind,“ sagte er, „wie ich bis

jetzt Deinem größten Wunsche gegenüber stand; ich fand Dich noch zu jung, um Dich hinauszulassen aus dem heimischen Nest. Aber was Du nicht weißt, ist, daß ich meinen Sinn geändert habe und Tante Alma, welche, wie es scheint, einen Narren an Dir gefressen hat und Dich durchaus mit sich nehmen will, mein Versprechen gegeben habe, Dich ziehen zu lassen. Du hast einen großen Fürsprecher gefunden: der Doktor hat mir zugeredet und mir Gründe angeführt, die mich umstimmten.“

Als Else eine Bewegung machte, die Hand des Vaters zu ergreifen, um einen dankbaren Kuß darauf zu drücken, wehrte ihr der Oberförster ab und fuhr fort: „Ich knüpfe aber eine Bedingung an diese Erlaubnis: Vor einem Jahre darfst Du nicht zurück. Bis dahin mußt Du schon, ob gern oder ungern, in der Stadt bleiben. Dann kannst Du jeden Augenblick nach Hause kommen, und hoffentlich kommst Du uns zurück mit zufriedennem Herzen.“

Else antwortete nicht, sie war so betroffen von dem, was der Vater ihr gesagt hatte, daß sie vergebens nach Fassung rang. Das sah ja aus, wie eine Verbannung. Warum durfte sie nicht zurück, wann sie wollte? „Ich sehe, daß Dich meine Bedingung erstaunt,“ sagte der Oberförster nach einer Pause, „und

ich werde Dir die Erklärung davon nicht vorenthalten: Erstens, und das ist die Hauptsache, sollst Du genügend Zeit haben, um Dir wirklich klar zu werden, welches Leben Du vorziehst; denn wenn Dir das Stadtleben bei Deiner Tante besser gefällt, wie das hiesige Familienleben, dann sollst Du ganz dort bleiben. Tante Alma will Dich an Kindesstatt annehmen, was in jeder Beziehung, da sie sehr wohlhabend ist, Dir eine äußerst angenehme Existenz sichert. Du wirst natürlich dann zum Besuch hierher kommen, aber Dein wirkliches Heim wird dort sein. Tante wünscht dieses letztere sehr und ich will ihr diese Chance geben. Außerdem bin ich nicht reich und kann nicht die teure Reise dorthin und zurück mehrere male bestreiten. Einmal, dann aber so gründlich, daß Du genug davon hast — oder — es nicht mehr lassen kannst.“

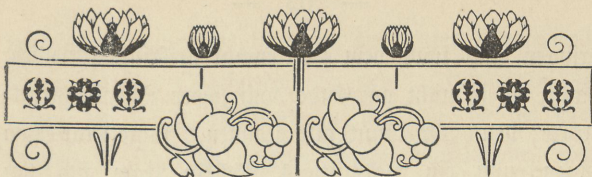
„Wie lange bleibt Tante noch? Wann reist sie fort?“ fragte endlich Else, als der Vater schon längere Zeit geendigt und den Weg zum Hause eingeschlagen hatte.

„Sie will mit dem nächsten Schiffe fahren, also Sonnabend in vier Tagen,“ war die Antwort. Schweigend betraten sie das Haus. Nur oben im Treppenhause brannte noch eine Lampe, welche einen matten

Schein hinunter in die Halle warf. Am Fuße der Treppe wandte sich Else plötzlich zum Vater, warf ihre beiden Arme leidenschaftlich um seinen Hals und flüsterte ihm halb schluchzend ins Ohr: „Verzeih, verzeih, wenn ich Euch Kummer mache und Dank, tausend Dank für die Erlaubnis!“ Und dann flog sie wie ein Vogel hinauf und war verschwunden. — „Berücktes Mädel!“ brummte der Obersförster vor sich hin, indem er langsam die Treppe hinaufstieg, und melancholisch fügte er hinzu:

Wozu willst Du weiter schweifen,  
Sieh, das Beste liegt so nah,  
Lerne nur das Glück ergreifen,  
Denn das Glück ist immer da.





Ex bibl. univ. Tart.

### Drittes Kapitel.

#### Der Abschied.

Zwei große Neuigkeiten setzten am nächsten Morgen das ganze Haus in Bewegung: Erstens Mariechens Nachricht, daß die Mutterente ihr Kleines am frühen Morgen abgeholt hatte. „Ich war schon um 6 Uhr aufgestanden,“ erzählte die Kleine beim Kaffeetische, „um unser süßes Entlein zu füttern. Als ich es in den Hof brachte, um es auf dem kleinen Teich schwimmen zu lassen, sah ich plötzlich zu meinem größten Erstaunen die alte Kreuzente, welche ganz aufgereggt auf und ab watschelte. Ich kann Euch nicht sagen,“ sagte Mariechen, und große Thränen traten ihr in die Augen, „wie ich traurig war, als ich sie sah, ich hätte so gern die liebe, kleine Ente ganz behalten. Zuerst wollte sie garnicht zur Mutter; ich mußte sie zweimal wieder ganz nah zur alten Ente

bringen und nach dem zweitemal versteckte ich mich, damit sie ja nicht am Ende doch lieber zu mir zurückkehrte; denn Ihr könnt mir glauben," fügte Mariechen hinzu, und ein wehmütiges Lächeln legte sich um ihren Mund, „die kleine Ente liebte mich schon furchtbar!“

Alle am Tisch lächelten, aber keiner widersprach. „Und dann," fuhr Mariechen fort, „als sie mich nicht mehr sah, blieb sie bei der Mutter, und ich sah, wie sie alle beide, die Alte voraus, die liebe Kleine hinterher, aus dem Hofe und die Allee hinunter zum Meere watschelten. Ich habe sie verfolgt bis ans Badehaus, und als sie wegschwammen und ich sie nicht mehr sehen konnte, habe ich furchtbar geweint.“

Mariechen schien große Lust zu haben, wieder anzufangen, die Mutter aber zog sie zu sich heran und sanft ihr Haar streichelnd, sagte sie: „Aber, mein Herzblatt, wie kannst Du nur darüber so traurig sein? Du mußt Dich im Gegenteil freuen, daß das arme Entlein sein Mütterchen gefunden hat. Denke Dir doch, wenn ich mein Mariechen verloren und wiedergefunden hätte, das wäre doch wunderschön und nur Grund zu großer Freude und nicht zu Kummer und Thränen!“

Mariechen war auf ihren Schoß geklettert und

hatte ihr blondes Köpfchen an der treuen Mutterbrust versteckt. Der Oberförster, der neben seiner Frau saß, nahm die Hand der Letzteren und zog sie an seine Lippen. „Ja, die schöne, starke Mutterliebe, was kann sich mit der messen?“

„Die treue Gattenliebe,“ war die leise Antwort, und der Blick, der ihn aus den lieben dunklen Augen seiner Frau traf, sagte ihm mehr wie viele Worte.

Die zweite Neuigkeit, die große Aufregung unter der Jugend verursachte, war die baldige Abreise von Else. Olga war besonders tieftraurig, so bald die Schwester verlieren zu müssen. Mama sah auch unglücklich aus und hatte mit Else noch kein Wort darüber gesprochen.

Else dankte ihrer Tante mit einigen schüchternen Worten für ihre große Freundlichkeit und Frau v. Minkwitz sagte, als Else ihre Hand küßte: „Ich hoffe, wir werden so große Freundinnen werden, daß Du Lust bekommen wirst, ganz bei Deiner alten Tante zu bleiben;“ worauf Else gar nichts antwortete und dunkelrot wurde. Aber in ihrem Herzen bäumte sich alles auf gegen diesen Wunsch. Auf immer die alte, liebe Forstei und all' die Ihrigen zu verlassen — niemals! Nur einmal wollte sie die Welt sehen, um dann

wieder zufrieden zurückzukehren, wie die Kreuzenten unter das alte, geliebte Dach!

Während der nächsten Tage herrschte große Unruhe im Hause. Frau Krause hatte die alte Nähterin aus dem Flecken kommen lassen und nun wurde gearbeitet, so rasch man konnte. Else mußte ausprobieren und selbst mithelfen; Koffer wurden vom Boden aus langem Schläse heruntergeholt und repariert, und wenn Else Zeit hatte, lief sie herum mit den Geschwistern, um von all' den Lieblingsplätzchen Abschied zu nehmen auf ein ganzes langes Jahr.

Und nun war der Morgen angebrochen, an dem Else fort sollte in die weite, weite Welt, und die Sonne schien und die Vögel jubelten, als ob gar nichts Besonderes vorkommen würde, als ob es gar keinen Abschied und gar keinen Kummer gäbe auf Erden.

Else hatte zum Kaffee nichts hinunterschlucken können und wagte kein Wort zu sprechen, aus Furcht in Thränen auszubrechen. Volotte war auch heute gar nicht so lustig wie gewöhnlich, ließ die Hand der ältesten Schwester nicht los und wollte immer wieder von ihr in die Arme genommen werden.

Die Mutter hatte noch zu guterlezt alle Hände voll zu thun und erst, als Else schon fertig gekleidet

war und der Wagen und das Reitpferd des Vaters, der die Reisenden begleiten wollte, schon vor der Hausthür standen, rief sie ihr Töchterchen hinauf in ihr Zimmer. Dort, in ihren Armen, machte sich Else durch einen Thränenstrom Luft. Die Mutter, selbst dem Weinen nahe, suchte sie zu beruhigen und als endlich das leidenschaftliche Schluchzen aufgehört, zog sie das aufgeregte Kind zu sich auf das Sofa und sprach lange und eindringlich zu ihr.

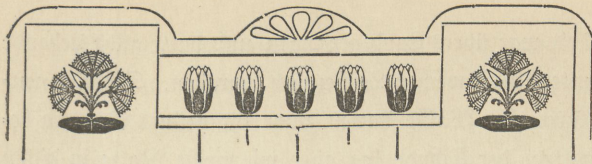
Vor allen Dingen sollte sie das Beten in der Fremde nicht vergessen, sie sollte nicht zu weltlich, eitel und vergnügungssüchtig werden, sollte der Mutter regelmäßig schreiben und ihr alles, alles erzählen, was sie erlebte, was sie dachte und fühlte, dann würde sie nach einem Jahre mit zufriedenerm Herzen zurückkommen in die sie erwartenden lieben Mutterarme. Zuletzt übergab sie ihr noch 25 Rubel für ihre kleinen Wünsche und Bedürfnisse, damit sie nicht ganz bettelarm in das Haus der Tante käme.

Da ertönte die Stimme des Vaters unten in der Halle; es war Zeit zum Fahren. Noch einmal warf sich Else an die Brust der Mutter, segnend legte diese ihre Hand auf den blonden Scheitel, noch ein langer, inniger Kuß, ein Blick in die lieben, guten Augen und Else war fort, die Mutter mit schwerem, zuckenden

Herzen zurücklassend. Die letztere hatte schon von der Tante Abschied genommen und blieb oben, um den ersten, heißen Schmerz allein zu überwinden und zu ihrem lieben Heilande zu beten, daß er ihr Kind behüten und beschützen möge.

Vom Fenster aus sah sie, wie unten der Wagen vorfuhr, wie Else Abschied nahm von den Geschwistern wie Lolotte sich an sie klammerte und von der Wärterin endlich weinend ins Haus getragen wurde. Dann stiegen die Tante und Else ein, der Oberförster schwang sich aufs Pferd und nun zogen die Pferde an. Langsam fuhren sie den Durchhau hinunter, die Glocken tönnten hell und klar durch die Sommerluft, noch einmal sah sie Elses blonden Kopf sich weit aus dem Wagen biegen, um einen Blick auf das liebe Vaterhaus zu werfen, und nun bogen sie hinein in den Wald und waren verschwunden. Leiser und leiser ertönten die Glocken und dann war alles still. Da zog sie hin, ihre Aelteste und ihres Herzens Liebling, um das Glück in weiter Ferne zu suchen. Ob sie es wohl finden und dadurch für sie so viel wie verloren sein würde?





## Viertes Kapitel.

### Sehnsucht.

Viele Monate waren ins Land gezogen. Der schöne Sommer mit seinen lauen Lüften, seinem herrlichen Sonnenschein, den wohlschmeckenden Früchten und duftenden Blumen war längst vorüber. Der Herbst hatte seinen Einzug gehalten, hatte furchtbare Stürme gebracht, hatte die Blätter von den Bäumen gesegt und die Nasen der Kinder rot gefärbt. Die Gouvernante war von ihren Ferien zurückgekehrt, Olga und Mariechen hatten wieder tüchtig hinter den Büchern gefressen; die Knaben hatten ihre regelmäßigen Fahrten zum Pastor, der auch zugleich ihr Lehrer war, angefangen; der Oberförster war den ganzen Tag mit der Flinte und seinen Hunden im Walde gewesen und hatte manchem Häslein das Lebenslicht ausgeblasen.

Dann war der gestrenge Winter gekommen, der

Tod war übers Land gegangen und hatte alles Lebende unter einem weißen Leichentuch begraben. Die Tannenbäume im Walde hatten zwar ihr grünes Gewand behalten, der Schnee lag aber wie weiße Watte in dicken Flocken auf ihren Nesten, die Zweige waren wie mit Zucker bestreut und an jeder Spitze hing ein langer, klarer Eiszapfen. Wenn dann die Sonne schien, so funkelte und glitzerte der ganze Wald, als ob er mit lauter Diamanten besäet wäre, und es war so schön, daß man sich ganz mit dem Winter, dem rauhen Gesellen, aussöhnte und fast meinte, so etwas Prächtiges gäbe es gar nicht während der warmen Jahreszeit.

Weihnachten war vorüber, das herrliche Fest, wo jung und alt sich freut, wo man auf kurze Zeit das liebe „Ich“ vergißt und nur daran denkt, andere zu überraschen durch allerlei Liebesgaben, wo das ganze Haus nach Tannen, Wachskerzen und Pfefferkuchen duftet, wo das Herz und die Hand sich aufthun, man wieder mit den Kindern zum Kinde wird und die Liebe zum Heiland wieder festere Wurzeln schlägt in den sonst so kalten Menschenherzen.

Und nun war es Ende März; der Schnee fing schon an zu schmelzen und hatte eine graue, häßliche Färbung angenommen, es ging wie eine Frühlingsahnung durch die ganze Natur. Manchmal wurde

schon ein kleiner, vorwitziger Vogel laut, der, durch die lauere Luft und einige wärmende Sonnenstrahlen irre gemacht, sich eingebildet hatte, der Frühling wäre schon eingezogen in seiner ganzen Pracht und erschrocken wieder still wurde, als er durch das unzufriedene Schweigen der anderen Vögel merkte, daß sein Singen sehr voreilig und noch garnicht am Platze gewesen war. In den Menschenherzen regte sich auch der Wunsch nach Frühlingslüften, Wärme, Vogelsang und Blumen-duft, alles wollte hinaus ins Freie, dem Frühling entgegen. Auf dem Lande war es leicht; wenn man es im Hause nicht mehr aushalten konnte, dann ging man hinaus, atmete in vollen Zügen die schöne, weiche Luft ein, lief umher durch Wald und Feld und freute sich, wie alles wieder erwachte zu neuem Leben, neuem Glück!

In der Stadt aber war es ganz anders, besonders in der kleinen, altmodischen Stadt, wo Else bei ihrer Tante wohnte. Dort waren die Straßen so eng und die Häuser so hoch, daß die liebe Sonne nur schwer hinein scheinen konnte; da war aus dem schönen Schnee, der während der Wintermonate einen deckenden Mantel über das schreckliche Pflaster gebreitet hatte, schon längst dicker, schwarzer Schmutz geworden und die Wagen polterten entlang und warfen und stießen ihre Insassen so herum, daß diese sich zuweilen fragten, ob

sie mit heiler Haut bis zu ihrem Ziele gelangen würden.

Hier waren so viele verschiedene Ausdünstungen, die der Stadt eigen sind, daß man von dem feinen, schönen Frühlingsduft nichts merken konnte. Man hätte hinausfahren müssen vor das Thor und bis man dahin kam, hatte man schon keinen gesunden Knochen mehr im Leibe.

In einem hohen, schmalen Hause einer der belebtesten Straßen der Stadt saß in ihrem kleinen, aber hübsch eingerichteten Zimmerchen die blonde Else vor ihrem Schreibtische. Vor ihr lag ein angefangener Brief, der ihr, wie es schien, viel Kopfzerbrechen verursachte; denn immer wieder strich sie ein Wort aus, um es durch ein anderes zu ersetzen. Und doch schien er sehr kurz zu sein, denn die feine Handschrift bedeckte nur einen halben Bogen. Da plötzlich warf sie die Feder hin, lehnte sich zurück in ihren Stuhl, legte die Hände vors Gesicht und brach in leises Weinen aus.

Was war es nur, daß sie manchmal so furchtbar traurig war, daß ihr Herz sich zuweilen so krampfhaft zusammenzog, daß ihr alles hier langweilig, alles beengt, kalt und öde vorkam; was war das für ein Gefühl von Sehnsucht nach Luft und Licht, nach Waldesduft und Meeresrauschen, nach lieben, herzigen

Stimmen, welches sie zu gewissen Augenblicken mit solcher Gewalt ergriff, daß sie dann nichts anderes thun konnte, als weinen, nur immer weinen?

Wann hatte sie zuerst dieses räthelhafte Gefühl empfunden? Eigentlich hatte ihr doch das lustige, bunte Stadtleben sehr gefallen, glaubte sie, daß sie sich ganz hier eingelebt. Sie hatte einige sehr nette Mädchenbekanntschaften gemacht, war in mehreren Häusern warm empfangen worden, hatte, als der Spätherbst angefangen, Konzerte und herrliche Theater besucht, war auf Bällen gewesen, wo sie viel getanzt, hatte Schlittenpartien mitgemacht, war Schlittschuh gelaufen und hatte sich im ganzen köstlich amüsiert.

Damals waren diese plötzlichen Momente von Sehnsucht, die sie doch gehofft hatte für immer auf der Heimatinself gelassen zu haben, nur äußerst selten aufgetreten, und dann nur immer auf solche kurze Minuten, daß sie dieselben nicht weiter beachtet hatte, aber dann auf einmal, am Tage vor Weihnachten — sie erinnerte sich dessen noch ganz genau — an einem dunklen, kalten Nachmittage, als sie hier oben in ihrem Stübchen die Weihnachtskiste der Ihrigen ausgepackt hatte, als sie all die lieben Briefe gelesen und immer wieder nach irgend einem Lebenszeichen oder wenigstens einem Gruß von einem gewissen dunklen Manne mit

scharf blickenden, grauen Augen gesucht und nicht gefunden hatte, da war zum ersten Male dieses schreckliche Gefühl der Vereinsamung und der namenlosen Sehnsucht über sie gekommen, und dann hatte sie so geweint, wie noch nie in ihrem Leben.

Jede einzelne der vielen großen und kleinen Liebesgaben hatte sie an den Mund gedrückt und bittre Thränen waren auf sie gefallen. Jede der beiden älteren Schwestern hatte ihr irgend eine Kleinigkeit gestickt oder gehäkelt; Erich hatte ihr ein Bücherzeichen gebrannt, Kurt ein kleines Uhrgehäuse geschnitzt, Lolotte hatte ihr ein Kästchen voll hübscher Muscheln, die sie selbst für ihre Liebe Else gesammelt hatte, geschickt und von den Eltern hatte sie ein weißwollenes, reizendes Kleid und mehrere hübsche Bücher bekommen. Und dann die Menge Pfefferkuchen, Aepfel, süßes Gelbbrot, zu Hause gemachtes Zuckerwerk, welches nach so wenig aus sah und so viel besser schmeckte wie all die hübschen Bonbons, welche sie hier in der Stadt so viel zu essen bekam!

Else war den Weihnachtsabend allein zu Hause geblieben. Sie und ihre Tante waren zu guten Freunden gebeten worden, wo jedes Jahr große Bescherung war; sie hatte aber so lange gebeten, bis Tante Alma ihr, wenn auch widerwillig, gestattete, zurückzubleiben.

Sie hatte sich von dem Stubenmädchen, welches ihr sehr ergeben war, einen kleinen Weihnachtsbaum besorgen lassen, hatte all die schönen Süßigkeiten und die roten Äpfel aus dem alten Forstgarten daran gehangen und einige Lichterchen aufgesteckt, hatte sämtliche Geschenke unter den Baum gelegt und den Abend ganz allein beim brennenden Weihnachtsbaum zugebracht.

Ihre Gedanken waren weit weggeflogen über das Meer hinaus, auf die kleine, vom Wasser umrauschte Insel, in das alte, liebe Haus unter den schneebedeckten Tannenbäumen, sie hatte versucht, wenigstens in Gedanken den Christabend zu erleben unter den lieben Thyrigen und manche Thräne war ihr dabei aus den Augen geflossen.

Und seit diesem unvergeßlichen Abende hatte sich das schreckliche Sehnsuchtsgefühl immer wieder ihrer bemächtigt, nicht nur wenn sie allein und mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt in ihrem Zimmer saß, nein, auch neulich bei einem großen Réunionballe, welcher von dem Adel vor dem Ende der Saison im Club gegeben worden war und wo sie sich eigentlich im ganzen recht amüsierte, hatte sie plötzlich das bekannte Weh im Herzen empfunden, und nur, weil ihr Tänzer, der sie gar nicht weiter kannte, sie gefragt

hatte, ob sie je im tiefen Winter durch einen schneebedeckten Tannenwald gegangen wäre.

„Wir Städter,“ hatte er gesagt, „wissen garnicht, wie herrlich es draußen auf dem Lande zuweilen gerade im Winter ist. Ich habe einmal bei Verwandten Weihnachten auf einem großen Gute zugebracht und werde niemals einen Spaziergang vergessen, den ich damals durch einen großen Tannenwald an einem sonnigen, kalten stillen Tage machte. Ich kam mir vor, wie in einem verzauberten Walde, der reine, weiße Schnee lag auf den grünen Bäumen und durch die Sonnenstrahlen funkelten und glitzerten die alten Waldriesen so, daß ich zuweilen, vollständig geblendet, meine Augen abwenden mußte. Dabei lag so eine weisevolle Ruhe auf der ganzen Natur, die Luft war so frisch und roch so herrlich nach Tannennadeln und Erde. Wirklich, ich muß sagen, für einen Augenblick beneidete ich meine Verwandten, auf dem Lande leben zu können. Aber freilich, nur auf einen Augenblick; denn ich glaube doch, es muß mit der Zeit höllisch langweilig werden, immer nur in der Natur schwelgen zu können!“

Else hatte ihren Tänzer damals nicht aufgeklärt, daß sie wohl die Schönheiten und Schattenseiten des Landlebens besser kenne wie er, aber sie hatte nur mit

Mühe die Thränen unterdrückt, die ihr heiß in die Augen treten wollten; hatte doch seine Beschreibung den schönen, geliebten Heimatwald ihr so lebhaft vor die Seele gezaubert.

Seit ein paar Tagen war es nun ganz unerträglich geworden, dieses Sehnsuchtsgefühl. Sie mußte sich endlich selbst eingestehen, daß sie nur einen Gedanken hatte, nur einen Wunsch! Sie wollte hinaus aus der engen Stadt, wollte wieder fort in die liebe stille Heimat! Der Doktor hatte doch recht gehabt; sie hatte die blaue Wunderblume nicht gefunden und wollte nun zurück, sie dort zu suchen, wo sie vielleicht die ganze Zeit sich versteckt hatte.

Da war ihr das Versprechen, das sie dem Doktor gegeben hatte, eingefallen. An den Vater wagte sie sich nicht mehr zu wenden; der Mutter hatte sie mehreremal so traurige Briefe geschrieben, daß das treue Mutterherz sofort ihren Wunsch erraten, ihr aber geschrieben hatte, auszuharren bis zum Ende des Jahres; der Vater würde sicher nicht zugeben, daß Else früher nach Hause käme.

Nun waren noch drei lange Monate bis dahin, der ganze, schöne Frühling würde vorüber gehen und sie müßte ihn hier vertrauern! Jetzt saß sie schon eine Stunde an dem kurzen Briefe und nichts gefiel ihr,

alles wurde wieder verworfen und in den Papierkorb geworfen. Die Thränen hatten ihr wohlgethan; sie wischte ihre Augen mit dem Taschentuche energisch ab, nahm wieder ein reines Stück Papier und warf schnell ein paar Worte darauf hin. Sie lauteten nur:

Geehrter Herr Doktor!

Ich habe die blaue Blume nicht gefunden und möchte gerne wieder nach Hause. Bitte, helfen Sie mir!

Else.

Nur diese paar Worte und doch schien Else mit ihnen zufrieden zu sein. Sie adressierte den Brief, klebte eine Briefmarke darauf und übergab ihn dem Stubenmädchen, welches ihn gleich zur Post tragen mußte. Nun war sie ruhiger. Der große Schritt war vollbracht, sie hatte gethan, was sie konnte, nun sollte kommen, was da wollte. Lange genug würde es dauern, bis sie Antwort bekäme, denn mit den Posten war es bei ihnen zu dieser Frühlingszeit eine schlimme Sache. Das Eis war noch im Sunde, aber wahrscheinlich nicht mehr fest genug, um die Post vom Festlande über denselben befördern zu können, und ehe das ganze Eis heraus wäre, müßte es noch viel wärmer und frühlingsartiger werden. Gleichviel, der Gedanke, daß ihr Wohl und Wehe in kürzester Zeit in den

Händen des Doktors sein würde, war ihr ein so lieber, daß ihr Herz sich ganz erleichtert fühlte.

Frau von Minkwitz ärgerte sich in der nächsten Zeit sehr über ihre Nichte. Schon seit ein paar Monaten war es ihr aufgefallen, daß Else nicht mehr so wohl ausgesehen hatte, wie in der ersten Zeit ihres Besuchs, sie war blaß und mager geworden, sprach wenig und schien sehr oft in Träumen versunken zu sein.

Trotzdem war sie immer sehr aufmerksam gegen ihre Tante, war gern ausgegangen und war, wenn sie Zerstreuung bekam, wieder die alte ihr so sehr sympathische, heitere Else voller Interessen und Lebenslust gewesen.

Jetzt aber war sie immer zerstreut, hatte nur noch Interesse für zwei Sachen — den Barometerstand, das Wetter — und die Post. Alles andere schien sie nicht mehr zu berühren und Tante Alma sah sich genötigt, ihr zuweilen ordentlich den Text zu lesen. Dann bat sie sehr rührend um Verzeihung, versprach sich zu bessern und — verfiel gleich darauf in denselben Fehler.

Vierzehn Tage waren vorüber, der Frühling hatte große Fortschritte gemacht, draußen wehte eine laue, balsamische Luft, in den Blumenläden und an den Straßenecken verkaufte man die ersten Maiglöckchen

und Leberblümchen und im kleinen Gärtchen hinter dem Hause der Tante hatte Else neulich an den paar dürftigen, traurigen Exemplaren von Birkenbäumchen die ersten dicken Knospen entdeckt.

Aber noch immer hatte sie keine Antwort auf ihren Brief erhalten und das arme Kind wurde täglich blasser und elender, schlief schlecht und aß fast garnichts.

Tante Alma gab einen Thee und hatte dazu beinahe alle ihre näheren Bekannten eingeladen. Else hatte den ganzen Tag der Tante in ihren häuslichen Pflichten beigestanden und half nun die Gäste unterhalten. Sie sah in ihrem neuen, weißen Tuchleide sehr reizend, aber sehr durchsichtig und zart aus und mehrere alte Freundinnen frugen die Tante leise, was dem Kinde eigentlich fehle, sie habe sich so verändert, was nur ein ärgerliches Achselzucken als einzige Antwort der alten Dame hervorrief.

Man hatte den Theetisch mit seinen verschiedenen Delikatessen und Süßigkeiten, Kuchen und Butterbrötchen schon verlassen und nun saß die ganze Gesellschaft plaudernd im Salon zusammen. Else hatte auf den Wunsch der Tante ein einfaches, kleines Liedchen sehr hübsch vorgetragen, dann hatte ein junges Mädchen ein paar Kinderzenen von Mendelssohn ohne großen Ausdruck, aber mit viel Pedal und Selbst-

bewußtsein vorgespielt und während beider musikalischen Genüsse hatte man im Salon nicht einen Augenblick aufgehört, sich zu unterhalten, und alles hatte mit Enthusiasmus applaudiert, als die eine so wie die andere vom Clavier aufgestanden war.

Else hatte heute wieder einen Brief erwartet, war extra niedergeschlagen und traurig, und als sie sah, daß man ihrer augenblicklich nicht bedurfte, schlich sie sich leise aus dem Zimmer und betrat einen kleinen Salon nebenan, das Aufenthaltszimmer der Tante, welches aber heute den Gästen geöffnet war. Eine große Palme stand da in der einen Ecke und hinter ihr war ein lauschiges Eckchen, das besondere Lieblingsplätzchen von Else. Da standen nur ein kleiner, weicher Stuhl und ein rundes Tischchen. Von der Seite des Salons konnte man die Ecke nicht sehen und dort hatte Else, wenn sie allein und unbeachtet sein wollte, schon viele Stunden verträumt. Auch jetzt suchte sie es auf und dachte an den Brief, den sie so sehnsüchtig erwartete und der immer noch nicht kommen wollte. Da plötzlich öffnete sich die Thür des Salons und sie hörte die Stimme der Tante: „Sie muß hier sein, bitte gehen Sie nur hinein, ich muß zurückbleiben, denn soeben scheint sich einer meiner Gäste verabschieden zu wollen.“

Dann kam jemand herein und schloß die Thür hinter sich. Else stand auf und trat aus ihrem Versteck heraus. Vor ihr stand der, an den sie eben noch gedacht, an den sie den Brief geschrieben und der, anstatt zu antworten, selbst gekommen war. Sie war so starr von der plötzlichen Überraschung, daß sie kein Wort herausbekam und wie angewurzelt stehen blieb, ihn mit weit offenen, erschrockenen Augen wie eine Erscheinung anstarrend.

Er streckte ihr beide Hände entgegen. „Fräulein Else, erkennen Sie mich denn nicht?“ sagte er lächelnd, „habe ich mich in der kurzen Zeit so verändert?“ Da kam Leben in die zarte Mädchengestalt. Sie lief auf ihn zu, legte ihre beiden Hände in die seinigen und in ihren Augen leuchtete eine solche Seligkeit, daß der Doktor nur mit Mühe Herr über seine große Bewegung werden konnte.

„Sie sind selbst gekommen, oh, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen!“ rief Else mit vor Aufregung zitternder Stimme, „und nicht wahr, Sie kommen mich abholen, ich darf nach Hause, aber wann, wann? Morgen, übermorgen, ich kann schnell fertig werden,“ fügte sie hinzu und sah ihn ängstlich an.

„Ja, Sie sollen nach Hause,“ antwortete der Doktor, „sollen wieder rote Wangen bekommen, sollen

wieder etwas dicker werden in der schönen Heimatluft, denn ich bin mit Ihrem Äußeren gar nicht zufrieden — so schwächig, so elend sind Sie geworden,“ sagte er in besorgtem Tone und zog die Widerstrebende an die helle Lampe, ihr forschend in das jetzt hoch erglühete Gesichtchen schauend.

„Das macht die Sehnsucht nach Hause,“ sagte Else leise und senkte die Wimpern, damit er die Thränen nicht sehen sollte, „die Sehnsucht nach den Eltern und Geschwistern.“

„Nur nach den Eltern und Geschwistern, Else?“ fragte der Doktor und versuchte ihr in die gesenkten Augen zu sehen. Else gab keine Antwort, aber doch schien der Doktor sie aus ihren Zügen gelesen zu haben und mit ihr zufrieden zu sein, denn sein Gesicht, als er sich nachher mit der Tante und Else zum späten Thee hinsetzte, strahlte so, daß Frau von Minkwitz plötzlich die Entdeckung machte, der Doktor wäre doch eigentlich ein sehr liebenswürdiger Mensch und vielleicht der allerpassendste Mann für ihre kleine Else, bei der sie bis jetzt so wenig Glück in dieser Richtung gehabt hatte.

Bis tief in die Nacht hinein saßen sie noch zusammen. Der Doktor mußte von der lieben Heimat erzählen und Else hörte gespannt und mit verklärtem

Gesicht zu. Er erzählte, daß sein alter Vater Geschäfte wegen auch mit ihm angekommen wäre und sich sehr freue, als Anstandsdame seinen Liebling und seinen Sohn nach Hause begleiten zu können. „Morgen früh wird er Sie besuchen und in drei bis vier Tagen, wenn er seine Geschäfte erledigt, reisen wir ab,“ schloß der Doktor und sah Else strahlend, wie siegesbewußt an.

Else schlief wenig die Nacht und doch sah sie den nächsten Morgen so frisch und rosig aus, daß die Tante ganz verwundert war!





## Fünftes Kapitel.

### Rückkehr.

Es war ein herrlicher, stiller Frühlingsabend, Ende April. Die alte Forstei hatte ein Festgewand angelegt. Oben auf dem Dache wehte eine große, aus allen Fenstern des Erdgeschosses kleine Fahnen, ein riesiger Kranz von Tannenreisern war um die Hausthür geschlungen. das Transparent E. R. prangte wieder darüber und den Durchbau entlang brannten unzählige Lampions, ganz wie im vorigen Jahre an Elses Geburtstage.

Auf der Veranda standen sie alle beisammen, die Mutter, die Gouvernante und die Geschwister, alle waren mäuschenstill und horchten hinans in die helle Nacht. Else, ihre geliebte kleine Else, wurde heute erwartet. Der Vater war schon am Nachmittage fortgefahren, um sie abzuholen, nun mußten sie bald hier

sein und aller Herzen schlugen der Heimkehrenden warm und zärtlich entgegen. — „Sie kommen, sie kommen!“ rief plötzlich der lebhafteste Kurt und sprang mit einem Satz die Treppe hinunter, Erich ihm nach und nur im letzten Augenblick konnte die Mutter die wilde Vera am Köckchen zurückhalten.

„Ihr macht ja die Pferde wild durch Euer Laufen und Schreien,“ rief sie aus, „und es geschieht noch ein Unglück an so einem Freudentage!“ Und da kam auch schon der Wagen aus dem Walde heraus und bog in den Durchhau ein. Ein blonder Mädchenkopf bog sich hinaus, ein Hurrahrufen der Kinder und der Wagen hielt vor der Hausthür. Else wurde fast mit Gewalt von vielen Kinderarmen aus dem Wagen gehoben und ins Haus hineingezogen, sodaß sich das Mädchen halb weinend, halb lachend nur mit Mühe der allzu großen Zärtlichkeit entziehen konnte, um sich mit einem lauten Jubelruf in die ausgebreiteten Arme der Mutter zu werfen. Raun ließ man ihr Zeit, oben in ihrem alten Stübchen ihre Sachen abzunehmen und die Hände zu waschen, da mußte sie auch schon hinunter ins Speisezimmer, um hier alle Überraschungen zu bewundern.

Da war das alte, liebe Speisezimmer, nach dem sie sich so oft gesehnt hatte, mit dem großen, runden

Tische, den bekannten Kupferstichen an den Wänden, Jagdscenen darstellend, den kleinen und größeren Hirsch- und Rehgeweißen, welche der Vater heimggebracht hatte, der altmodischen Hängelampe und Sultan, der liebe alte Sultan auf einem Kissen in der Ecke, der trotz Blindheit und halber Taubheit Else erkannte und wedelnd an sie heranschlich. Jetzt schmückten große Guirlanden aus Tannenzweigen die Wände und den Esstisch, um den großen Lehnstuhl am oberen Ende hatte man einen Kranz aus Frühlingsblumen geschlungen und auf dem Tische selber standen so viele Kuchen und Leckerbissen, daß er unter ihrer Last zu brechen schien.

Else warf sich aus einem Arm in den anderen, immer nur dankend und Küsse verteilend. Und nun saßen alle um den dampfenden Samovar, plauderten und ließen sich's wohlschmecken. Die Mutter saß Else gegenüber und konnte sich nicht genug wundern, wie ihr Töchterchen, trotzdem sie unterschieden etwas abgemagert und blaß geworden war, so unendlich durch das Glück in ihrem Gesichte verschönt wurde.

Wie verklärt saß sie da und in ihren Augen leuchtete etwas, was Frau Krause bis dahin noch nie in ihnen gelesen hatte und was ihr viel zu denken

gab. Bis tief in die Nacht hinein saß die Familie zusammen und Else mußte erzählen und sich erzählen lassen, bis endlich der Vater energisch die ganze aufgeregte Gesellschaft schlafen schickte.





## Sechstes Kapitel.

### Die Kreuzenten sind wieder da.

**S** war am nächsten Morgen, die Sonne schien warm und hell durch die offenen Fenster des Speisezimmers, wo Mutter und Tochter, eben allein gelassen, sich gerade zu einem sehr intimen Plauderstündchen hingesezt hatten, als die Thüre aufgerissen wurde und Bera wie ein Sturmwind hereinstürzte: „Rasch, rasch, Else, Mama, kommt hinunter; die Kreuzenten sind wieder da! Ich ging zufällig in den Hof und da sah ich sie schon die Allee hinunter watickeln. Noch niemals sind sie so hinterlistig leise und so früh herausgefrochen.“

Else war aufgesprungen und sah die Mutter fragend an. „Geh', mein Kind, geh',“ sagte diese und fuhr ihr zärtlich über das Haar, „ich sollte eigentlich schon lange zur Köchin hinaus, nach einem halben Stündchen treffen wir uns hier.“

Da es Sonntag war, hatten alle Kinder frei und wunderte es Else nicht, sie sämmtlich schon im Hofe versammelt zu sehen, mit großer Ungeduld auf sie wartend. Die Entenfamilie watschelte und schnatterte schon mitten auf der Allee herum und wie die wilde Jagd lief die kleine Gesellschaft ihnen nach. Nur Else und Olga waren zurückgeblieben und gingen Arm in Arm langsam hinterher. Sie hatten beide das Herz voll von Dankbarkeit gegen Gott, daß er sie wieder nach langer Trennung zusammengebracht hatte.

Beide dachten an das vergangene Jahr und Else insbesondere erinnerte sich nur zu gut ihrer unzufriedenen und verbitterten Gedanken damals und wie sie die Enten beneidet hatte, die in der Ferne, weit weg über dem blauen Wasser, gewiß ihr Glück fanden. Nun war sie auch dort gewesen, hatte die blaue Wunderblume nicht gefunden in dem Trubel der Welt und war zurückgekehrt mit dankbarem Herzen, zurück in die alte, liebe Heimat und hatte hier das gefunden, nach dem sie so lange vergeblich dort gesucht hatte.

Wieder wie damals saßen sie alle, Lolotte dicht an Else gepreßt, auf der Badebrücke und schauten den Kreuzenten nach, bis sie am Horizont langsam verschwanden. Als Olga sich nach Else umwandte, um sie an die Rückkehr nach Hause zu mahnen, sah sie zu

ihrem großen Erstaunen, daß ihre Augen voller Thränen standen.

„Um Gotteswillen, Else,“ rief sie tödlich erschrocken aus, „warum weinst Du, weshalb diese Thränen?“

Da schlang Else beide Arme um den Hals der Schwester. „Dieses Mal sind es Freudenthränen, liebe Olga,“ flüsterte sie ihr zu, „ich bin so unsagbar glücklich, wieder daheim zu sein.“ Dieses ging über den Horizont der jüngeren Geschwister, welche völlig verständnislos ihre große Schwester anstarrten. Nur Olga hatte über die mögliche Ursache dieser Freudenthränen so ihre eigenen Gedanken und sah Else auf dem Heimwege mehrere Mal prüfend und beobachtend ins Gesicht.

Als sie den halben Weg schon zurückgelegt hatten, sahen sie am Ende der Allee drei Gestalten auftauchen, die ihnen entgegen kamen. Die eine große, kräftige Männergestalt konnte nur der Vater sein, die kleine Frau, welche an seinem Arm hing, war die Mutter, aber wer war der lange schlanke Mann an des Vaters anderer Seite?

Jetzt kamen sie näher und „der Doktor, der Doktor!“ jubelten die Kinder und wie im Sturmwind fausten sie voraus, den Herankommenden entgegen.

Olga sah schnell die Schwester an und ein zufriedenes Lächeln breitete sich über ihr Gesicht, als sie das heftige Erröten derselben wahrte. Hatte sie also doch recht gehabt, als sie glaubte die Ursache der Freudenthränen erraten zu haben? Da rief der Vater mit seiner dröhnenden Stimme schon von ferne: „Else, Du Geheimniskrämer, willst Du mal nicht so lange trödeln und hierher kommen, um Pater peccavi zu sagen!“

Er war den anderen ein paar Schritte vorausgegangen und als er bei seinen Töchtern anlangte, zog er Else zu sich heran, bog ihr das erglühte Gesichtchen tief in den Nacken und versuchte ihr in die verwirrten Augen zu sehen.

„Seht mir einmal die kleine Hexe an,“ sagte er lachend, „verlobt sie sich da ganz im Geheimen mit dem Manne meiner Wahl und sagt ihren beiden Alten kein Wort davon!“

„Er wollte sich selbst Euer Jawort holen,“ war Elses leise, schüchterne Antwort und ihre Augen, mit denen sie jetzt ihren Vater voll ansah, hatten einen solchen Ausdruck von innigem Glück, daß ein Gefühl leiser Rührung über den Oberförster kam. „Nun, nun, Kleine, das hat er ja auch richtig erhalten, aber“ — und hier schmunzelte er etwas ironisch — „dieses

Glück hättest Du schon lange haben können, mein Töchterchen, deswegen brauchtest Du Dich nicht ein Jahr in der Welt herumzutreiben.“

Nun waren die Anderen herangekommen und die Mutter nahm Else in ihre Arme. „Geliebtes Kind,“ flüsterte sie ihr zu, „Gott schütze und behüte Dich und schenke Dir auf Deinem neuen Lebenswege dasselbe reiche Glück in der Ehe, wie ich es habe!“

„Werde ich endlich auch meine kleine Braut begrüßen können?“ ertönte da die lachende Stimme des Doktors. Und nun nahm er Elses beide Hände, zog sie etwas abseits von den andern fort und sich tief zu ihr herabbeugend, sagte er leise, so leise, daß nur sie es hören konnte: „Else, geliebte Else, willst Du mir nun erlauben, Dir beim Suchen der blauen Blume zu helfen, hier in der alten Heimat?“

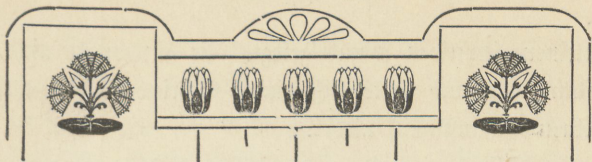
„Ich brauche sie nicht mehr zu suchen,“ war Elses ebenso leise Antwort, „ich habe sie schon gefunden.“



# Tabea.

Eine Erzählung aus baltischen Landen.





## I.

„Nein, wie ist es schön hier! Und wie muß der liebe Gott uns Menschen lieben, um uns schon hier auf Erden so viel Herrliches zu schenken! Wenn es schon hier so wunderschön ist, wie mag es erst im Himmel wunderbar sein!“ sagte Willy und schaute wie sehnsüchtig nach dem blauen Himmel empor.

„Wie kann nur ein Junge solch sentimentales Zeug zusammenreden!“ sagte Hertha und schaute ihn spöttisch mit ihren großen, dunklen Augen an. „Wirklich, Willy, Du hättest ein Mädchen werden sollen und ich ein Junge; da hätten wir beide viel besser hineingepaßt und wären beide — viel glücklicher geworden,“ fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu. Willys krankhaft blaßes Gesichtchen hatte sich bei den Worten der Schwester mit einer tiefen Röthe bedeckt und ein Zug von Verlegenheit hatte sich um seinen

kleinen, sensitiven Mund gelegt. Er antwortete nicht, stand auf und setzte sich einige Schritte abseits auf einen Baumstumpf nieder.

Willy hatte recht — es war auch schön, und nur der Nordländer, der die wunderbaren, poetischen, fast tageshellen Frühlingsnächte kennt, kann sich ein Bild davon machen. Der Tag mit seiner etwas grellen, klaren Beleuchtung, in welcher alle Dinge so deutlich und greifbar hervorgehoben waren, hatte einer etwas matteren, mystischen Helle Platz gemacht, bei welcher die Bäume, Sträucher, Häuser, sämtliche Gegenstände undeutlichere Konturen angenommen hatten; alle Gegenstände schienen ferner gerückt, wie durch ein feines Zaubernez gesehen, durch welches sie größer, schöner und geheimnisvoller ausfahen. Eine wunderbare, weihvolle Poesie lag auf Feld und Wald, wo alles Lebende ruhte nach des Tages Mühen. Nur ab und zu unterbrach das süße Lied einer Nachtigall die Stille oder das leise Geläute einer Ruhglocke von der nahen Weide, wo, der Sitte gemäß, das Vieh die Nacht zubrachte. Fast über Nacht, wie gewöhnlich im hohen Norden, hatte der wunderbare Frühling Einzug gehalten mit all seiner Pracht und Wonne, und Bäume und Sträucher glänzten in ihrem ersten frischen Schmucke.

Das große, weiße Herrenhaus lag links, umringt von himmelanstrebenden, gewaltigen Lärchenbäumen, die soeben erst sich in ihr zartes Frühlingskleid hüllten. Vor dem Hause breitete sich ein in saftigem Grün leuchtender Rasenteppich aus, und rechts erstreckte sich der große, herrliche Park mit seinen alten, hohen Bäumen. Gerade vor Willy war ein Durchblick, durch den man die glänzende Fläche eines großen Sees sah, welcher sich durch den ganzen Park hinzog.

Willy war 11 Jahre alt; ein übermäßig hoch aufgeschossener, magerer Knabe mit schmalen Schultern und für sein Alter wunderbar durchgeistigtem Gesichtchen, blonden, etwas krausen Haaren, welche sich weich und goldig glänzend um eine hohe, überaus gewölbte Stirn legten. „Eine richtige Denkerstirn,“ hatte der alte Hausarzt gesagt. „Aus dem Jungen kann einmal etwas werden, wenn nur seine Gesundheit aushält.“

Ja, ein rechtes Sorgenkind war Willy immer seinen Eltern gewesen, und erst seit den letzten Jahren schien er sich etwas zu kräftigen. Der einzige Sohn sehr reicher Eltern, durch sein warmes Herz, sein zuvorkommendes, sanftes Wesen der Abgott des ganzen Hauses, war er seiner um ein Jahr älteren Schwester Gertha immer als Beispiel vorgehalten worden und hatte sich bei der letzteren trotz der großen Liebe, die

auch sie zu dem Bruder empfand, ein Gefühl des Neides dazu gesellt, welches sie nur schwer bekämpfen konnte und was ihrem schon so wie so brummigen, störrischen Wesen ein etwas unzufriedenes Gepräge gab.

Gertha war liegen geblieben, die Hände unter ihren Kopf gelegt, unzufrieden mit sich selbst, böse auf ihren Bruder, der wieder einmal die unschuldige Ursache ihres Unrechtes gewesen war, mit ihren Thränen kämpfend, und ab und zu Willy heimliche Blicke zuwerfend, ob er nicht endlich wieder zu sprechen anfangen würde.

Sie war auch groß für ihr Alter, aber viel kräftiger gebaut als ihr Bruder, hatte dunkelbraune Haare, welche ihr in zwei langen Zöpfen den Rücken herunterfielen, glänzende, dunkle Augen, eine etwas bräunliche Hautfärbung und noch unformierte, aber entschieden hübsche Züge. Sie glich auffallend ihrem geliebten Großmütterchen, ihrer einzigen Vertrauten, deren Taufkind sie war, und welche allein, wie es schien, das leidenschaftliche, gutherzige, aber eigentümliche Kind zu verstehen schien und einen großen Einfluß auf dasselbe ausübte.

Die Großmutter war in ihrer Jugend eine große Schönheit gewesen, und Gertha versprach hierin in

ihre Fußstapfen zu treten, nur fehlte der liebenswürdige, sanfte Gesichtsausdruck bei dem jungen Mädchen vollständig.

„Wenn Du doch endlich einmal etwas freundlicher aussehen würdest!“ hatte ihr die Mutter einmal vor der ganzen Tischgesellschaft etwas bitter gesagt, — „denn weißt Du, liebe Hertha, das Gesicht ist der Spiegel der Seele —, wenn diese nicht klar und rein ist, dann spiegelt sie sich ebenso wieder im Gesicht, und dann macht es keine Freude, es anzusehen.“ Und Hertha hatte nichts geantwortet, war aber nachher in ihr Zimmerchen gelaufen und hatte sich dort in herben Thränen ihr Herz erleichtert. Kein Mensch liebte sie, keiner verstand sie —, hatte sie damals geklagt, und nicht einmal kam ihr der Gedanke, daß sie selbst einzig und allein an ihrem Kummer schuld wäre und in ihrem eigenen, wenig entgegenkommenden Wesen der Keim des ganzen Übels läge.

Hertha war aufgestanden, trat an den Bruder heran und legte ihren Arm um seinen Nacken. „Willy, sei mir nicht böse,“ kam es stoßend von ihren Lippen, „ich habe es nicht schlecht gemeint, Du weißt ja, wie ich eigentlich stolz auf Dich bin und gar nicht das wirklich meine, was ich manchmal so schnell sage.“

Willy hatte sich umgewandt und blickte ihr traurig

in die Augen. „Nein, Hertha,“ sagte er, „Du hast ganz recht, ich bin gar kein rechter Junge. Durch meine ewigen Krankheiten bin ich wirklich unnütz empfindlich und weibisch geworden.“

„Das ist gar nicht wahr!“ eiferte aber jetzt die lebhaftere Hertha. „Du bist trotzdem ein famosor Junge; Du reitest, schießest, schwimmst gut, und lernen thust Du auch so, wie ein dummer Mädchenkopf es nimmer zu Werke bringen kann. Vergiß, was ich gesagt habe, alter Willala, und komm jetzt ins Haus. Ich glaube, es ist schon 10 Uhr und wir müssen schlafen gehen.“

Eben wollten die Kinder den Weg zum Hause einschlagen, als ein geller Pfiff sie beide zusammenschrecken ließ. „Das ist Udo's Pfiff,“ rief Willy aus, und ein silbernes Pfeifchen aus seiner Tasche ziehend gab er die Antwort zurück. Gleich darauf trat auf den Durchhau ein großer Mann im grauen Forstanzuge mit einer Flinte auf dem Rücken heraus und ging lebhaft auf die Kinder zu. An seine Mütze greifend sagte er, in etwas gebrochenem Deutsch sich an Willy wendend: „Wollen Jungherr heute mit mir zur Birkhahnbalz gehen? Ich habe gerade Zeit und Jungherr sollen einmal sehen, wie Udo zu Locken versteht. Wenn Baron erlauben, in einer Stunde können wir losgehen.“

Ein lauter Jubelruf war die Antwort. „Ja, ja, lieber, alter Abo,“ rief Willy strahlend aus, „natürlich komme ich, und Papa wird gewiß heute nichts dagegen haben, da es so herrlich warm und trocken ist.“

„Ich möchte auch mit,“ fiel plötzlich Gertha mit hochroten Wangen ein, „das muß wunderschön sein, so spät abends aufzubleiben und mit Euch in den schönen Wald zu gehen. Ich werde Papa bitten, es mir auch zu erlauben.“

Abo fragte sich verlegen hinterm Ohr. „Das wird wohl nicht gehen, Fräuleinchen,“ sagte er; „dabei muß man sehr still sein, gar nicht sprechen, und zum Morgen wird es sehr kalt, und Fräuleinchen würden sich erkälten.“

„Ach, Unsinn,“ war Gerthas Antwort; „ich vertrage viel mehr als Willy, und fragen werde ich doch.“ Dabei lief sie eilig aufs Haus zu.

Abo und Willy sahen sich bestürzt an. „Das müssen Jungherr nicht zugeben,“ sagte zuletzt der Esthe, und Willy antwortete kopfschüttelnd, indem er sich zum Gehen wandte: „Papa wird es vielleicht nicht erlauben, aber weißt Du, Abo, wenn Gertha etwas will, dann setzt sie es immer durch.“

Aber dieses Mal setzte es Gertha doch nicht durch, denn Herr v. B. blieb fest trotz aller Bitten seines

Lüchterchens und gab sogar nur auf Fürbitte seiner Frau, die ihrem Liebling nichts abschlagen konnte, Willy die Erlaubnis, Udo zu begleiten.

„Er ist doch ein Knabe und jetzt jedenfalls viel gesunder, so daß ihm so eine Nachtexpedition bei dieser Wärme nichts schaden kann,“ sagte die Mutter und fuhr zärtlich über Willys Haar. „Doch nun gehe schlafen! Hertha, und Du sei vernünftig; vergiß nicht, daß Du ein großes Mädchen von zwölf Jahren bist und endlich aufhören mußt, den Knaben spielen zu wollen!“ Sie zog Hertha an sich heran und versuchte ihr in die Augen zu sehen, ließ sie aber gleich los, als sie das bitterböse Gesicht ihres Lüchterchens bemerkte. „Geh', Kind, schlafe Deine Unzufriedenheit aus und vergiß nicht Dein Abendgebet,“ sagte sie und wandte sich mit einem Seufzer von Hertha ab.

„Darf ich Großmama gute Nacht sagen?“ kam es fast unhörbar von Hertha's Lippen. „Ja, das darfst Du; aber bitte, sei rasch, denn es ist schon spät!“ war die Antwort der Mutter.

Die verwitwete Baronin D., die Mutter der Hausfrau, lebte mit ihren Kindern in einem Hause. Sie bewohnte mit ihren zwei alten Dienerinnen einen Flügel des Herrenhauses, nahm nur die Mittagsmahlzeit mit den Ihrigen ein, den Morgenkaffee und

ihr leichtes Abendbrot besorgte ihr die alte Brigitte und brachte es ihr in ihr Zimmer, das Eldorado der Kinder. Wenn sie dahin kommen konnten, in Großmamas reizendes Gemach, wo so viele interessante, wunderbare Säckelchen herumstanden, von denen die Großmama immer so herrliche Geschichten zu erzählen wußte, dann war die Freude groß, und wenn am Ende der Woche die Zeugnisse gut waren, so war immer die schönste Belohnung gewesen, zu Großmama zum Kaffee gebeten zu werden.

Brigitte verstand so herrliche Kuchen zu backen und kannte so genau den Geschmack der Kinder. Und dann, nach dem Kaffee, setzte man sich rechts und links von Großmamas großem Lehnstuhl. Zuerst wurde geplaudert von allem möglichen; die Kinder mußten dann von ihren Stunden, ihren Spielen erzählen, auch ihre kleinen Unarten beichten; und endlich fing Großmama an und erzählte so wunderschön, daß die Zeit wie im Fluge vorüberging und der Ruf zum Abendessen immer als Störenfried angesehen wurde.

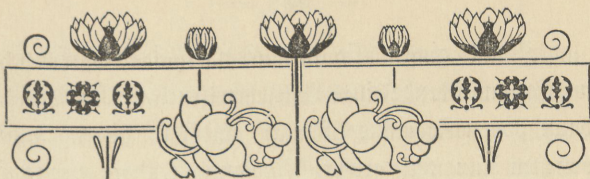
Aber auch sehr schmerzliche Stunden hatte Hertha vor Großmamas Lehnstuhl verlebt.

Wenn sie sich unten gekränkt und mißverstanden glaubte, ja, sogar irgend eine Strafe zudiktirt bekommen hatte oder die Eifersucht auf Willy sie wieder

plagte, dann war sie auch hinaufgelaufen, hatte sich zu Großmutter's Füßen hingeworfen und sich zuerst gehörig ausgeweint. Dann mußte sie beichten, und der alten Frau gegenüber konnte sie es thun. Hier wurde sie immer verstanden und trotzdem Großmutter manchmal sehr strenge sein konnte und Gertha recht scharfe Worte sagte, so ging das wilde Mädchen doch immer getröstet und mit den besten Vorsätzen im Herzen von ihr.

Auch diesen Abend war Gertha wie ein Sturmwind hereingestürzt und hatte all ihr Leid und ihren Kummer ins warme, treue Großmutterherz geschüttet, hatte ordentlich Schelte bekommen, dann einige herzige Trostworte und einen warmen Gutenachtkuß, und so war unser Wildfang beruhigt und körperlich wie seelisch ermüdet schlafen gegangen.





## II.

Willy hatte seine neue, kleine Flinte über die Schulter geworfen und trat so vor die Hausthür zu Aldo hinaus, der auf ihn schon längere Zeit gewartet hatte. „Der Herr Baron haben anspannen lassen, Jungherr, damit Sie sich nicht ermüden sollten,“ flüsterte er lächelnd. „Ich habe das Pferd an der Gartenpforte warten lassen, damit das kleine Fräulein den Lärm nicht hört. Etwas Essen fürs Morgenfrühstück im Walde habe ich auch mitgenommen.“

Silig folgte Willy dem vorausschreitenden Förster und bald fuhren die Beiden in schlankem Trabe die Landstraße entlang.

Nach etwa halbstündiger Fahrt wurde angehalten, die Jäger stiegen aus; Aldo befahl dem Kutscher, zur nahen Buschwächterei zu fahren und dort zu warten, und nun schritten die Beiden rüstig vorwärts.

Zuerst gingen sie auf einem kleinen Fußwege, welcher am Rande eines Wäldchens entlang lief, dahin, dann bogen sie rechts ab über ein Feld hinweg und betraten nun den großen Moosmorast, der aber auf dieser Seite ganz trocken war, und auf dem es sich mühelos wie auf einem weichen Teppich gehen ließ.

Es war eine herrliche Nacht, der Himmel wölbte sich blau und klar ohne ein Wölkchen über der weiten Fläche und nur rechts im fernen Westen sah man einen rötlichen Schimmer, den letzten Gruß der scheidenden Sonne. Tiefe Stille herrschte; alles Lebende schlief auf dem großen Morast. Die kleinen Vöglein und die sonstige lustige Tierwelt hatte wenig Zeit zu schlafen während der kurzen, nordischen Frühlingsnacht, denn die schönsten Augenblicke des ganzen Tages, den Aufgang der lieben Sonne, ihre ersten wärmenden, blendenden Strahlen wollte jedes begrüßen.

Auch die Jäger waren ganz still, jeder hing seinen Gedanken nach. Udo, der wenig Sinn für Naturschönheit und wonnige Frühlingsnächte hatte, strengte sein Gehör an, ob er nicht doch schon jetzt am Abend den Liebesgruß eines Birkhahns erlauschen könnte. Willy, dem dieser nächtliche Spaziergang als etwas so ganz Neues, nie Erlebtes seine ohnedies schon sehr lebhaftes Phantasie sehr anregte, träumte vor sich hin

und belebte den stillen, schlafenden Morast mit tanzenden Elfen und hüpfenden Irrlichtern. Das Gehen wurde allmählig beschwerlicher, der Boden unter ihren Füßen weicher und an manchen Stellen versanken Willys Füße so tief in das hohe, feuchte Moos, daß er nur mit Mühe sie wieder herausziehen konnte und nach und nach etwas zurückbleiben mußte. Ado merkte es anfangs garnicht, so versunken war er in sein Horchen, und als er endlich sich erstaunt umsah, da er Willy nicht neben sich erblickte, waren sie beide schon wenigstens fünfzig Schritte von einander entfernt.

„Aber Jungherr, was ist Ihnen?“ rief er besorgt aus, als er, näherkommend, des Knaben erhitztes Gesicht sah. „Sind Jungherr müde oder fühlt er sich krank?“

Willy sah wie verlegen zu ihm auf und antwortete rasch: „Ach nein, Ado, ich bin garnicht sehr müde, aber der Weg ist etwas schwer, und — Du weißt ja —“ fügte er sich abwendend, hinzu — „ich vertrage ja garnichts, vertrage ja weniger als irgend ein Mädchen.“

Ado warf ihm einen mitleidigen Blick zu und nahm ihm statt aller Antwort die Flinte ab. „Wir können ja langsamer gehen, Jungherr,“ sagte er dann. „Zeit haben wir genug; ich glaube nicht, daß die Birk-

hähne jetzt noch abends balzen werden. Bald sind wir an der Stelle; dann essen wir etwas und Jung-  
herr können sich ausruhen. Gegen Morgen wird es dann schon lebhafter werden.“

Nach einer kleinen halben Stunde hatten sie den Morast hinter sich. Nun ging es leichter und besser. Sie hatten einen Heuschlag betreten, der Boden war fest und trocken, und das junge, zarte Grün der Bäume strömte einen belebenden, würzigen Duft aus. Bald darauf standen die Beiden vor einer Scheune, und hier ließ sich Willy befriedigt auf den Boden nieder. Es war dunkler geworden; auf dem Moose ließ es sich herrlich ruhen und der ermüdete Knabe schloß die Augen. Seine Füße waren ihm doch naß geworden, und er fühlte ein Frösteln durch den ganzen Körper. Sollte er das Abo sagen? Nein, er schämte sich zu sehr, was würde Abo von einer solchen Berweichlichung denken!

Abo hatte die Sachen, die er trug, niedergelegt und setzte sich nun neben ihn. Leise ließ er den Lockruf der Henne erschallen, einmal, zweimal und nach einer Weile noch einmal. Willy hatte sich aufgerichtet; alle seine Leiden waren vergessen, sein junges Jägerherz schlug; er lauschte gespannt, aber alles blieb ruhig, keine so sehulichst erwartete Antwort ertönte.

„Wir sind zu spät gekommen!“ flüsterte Abo; „jetzt sind die Hähne schon zur Nacht eingefallen, jetzt müssen wir bis zum Morgen warten; in ein paar Stunden sollen Jungherr sehen, wie die Herren Hähne auf Abo's Locken kommen werden. Zuerst sollen Jungherr jetzt etwas essen und dann legen Sie sich hier in der Scheune schlafen. Abo wird wachen und schon zur Zeit aufwecken.“

Abo entnahm aus seiner Tasche ein Paket, welches er vorsichtig öffnete und vor dem Knaben ausbreitete. Die gute Mama hatte reichlich für den Jägerappetit gesorgt. Große, appetitliche Schinkenbrötchen, einige Fleischpiroggen und eine Flasche mit süßem Met waren das schöne Abendessen. Aber, war es Ermüdung oder sonstiges Unbehagen, Willy verspürte wenig Hunger und Abo bekam den Bärenanteil, den er sich auch herrlich schmecken ließ. Dann machte er dem Knaben aus seinem zusammengelegten Jagdrock ein ziemlich bequemes Lager; Willy legte sich hin und war bald eingeschlafen.

Da fühlte er sich plötzlich am Arme gezogen. Noch halb im Schlafe, konnte er sich im ersten Augenblicke gar nicht in der dunklen Scheune zurechtfinden und sah Abo, der neben ihm stand, ganz erschreckt an.

„Schnell, schnell, Jungherr,“ rief dieser flüsternd,

„obgleich es noch ganz dunkel ist, so hat doch eben in ziemlicher Ferne ein Hahn gezischt, und wir müssen aufpassen.“ Willy sprang erschrocken auf und fühlte wieder ein Frösteln durch seine Glieder, die ihm ganz steif schienen, rieseln.

Ado zog ihn aus der Scheune. Es war dunkler geworden; einige schwere Regenwolken hatten sich über den Himmel gebreitet, und ein kühler Wind hatte sich erhoben. „Es ist erst 12 Uhr,“ zischelte Ado neben ihm, „und wundere ich mich, daß ich jetzt schon einen gehört habe, wird wohl so ein alter, verliebter Herr sein, dem es auf die Zeit nicht ankommt!“ setzte er leise fichernd hinzu.

Da, wieder in ziemlicher Entfernung, aber klar und deutlich ertönte der Ruf des Birkhahns, und zitternd vor Aufregung ergriff Willy Ado's Arm. „Hier haben Sie Ihre Flinte, Jungherr,“ flüsterte Ado, „und seien Sie bereit; seien Sie aber nicht vor-eilig und warten Sie, bis die Wolke vorüberzieht und Sie klarer sehen können. Ich werde jetzt locken.“

Willy setzte sich vor die Scheune nieder, lud seine Flinte und legte sie neben sich. Ado duckte sich und sandte über die weite, schlafende Fläche vor ihnen den Lockruf der Birkhenne. Fast augenblicklich und äußerst anhaltend dreimal hintereinander ertönte als Antwort

das Zischen des Hahnes und atemlos, gespannt warteten die Jäger nunmehr auf das Gefolter, welches thatsächlich der Birkhahn sofort beim Wahrnehmen der Henne dem Zischen folgen läßt; aber dieses unterblieb. Abo war sehr ernst geworden und verschwand leise in der Scheune, aus der er bald mit seiner Flinte zurückkam.

„Jungherr,“ flüsterte er, „es kommt mir vor, als ob hier nicht alles mit richtigen Dingen zugeht. Schon das Lautwerden des Hahnes zu solcher Nachtzeit fiel mir auf als verdächtig; aber jetzt bin ich meiner Sache ziemlich sicher, daß sich unser Hahn dieses Mal als ein sehr menschlicher Hahn entpuppen wird, und da hat er an Abo den Richtigen gefunden.“

„Was meinst Du, Abo? Was ist los?“ fragte Willy atemlos, ihm aufgeregt ins Antlitz sehend.

„Mit einem Wilderer haben wir es zu thun,“ brummte Abo mit einem grimmigen Lächeln; „jetzt werde ich ihn zum Kampfe auffordern, das wird ihn mehr reizen.“ Und weithin erschallte sein Zischen, ein siegesbewußter, auffordernder Ton, dem auch alsobald und dieses Mal in nicht so weiter Entfernung die Antwort folgte. „Aha, er beißt an,“ schmunzelte Abo. „Setzt, Jungherr, ducken sie sich ganz und bleiben Sie mäuschenstill, bald soll Jungherr seinen Spaß haben.“

Heute bringen wir keinen Birkhahn ins Haus, aber wir treiben ein edleres Wild heim, welches schon so manchen Hahn auf dem Gewissen hat."

Und wieder und immer wieder in kurzen Unterbrechungen klang durch die stille Maiennacht der zischende, ein wahres Jägerherz so sehr elektrisierende Laut, und immer näher ertönte die Antwort. „Ja, ja, mein alter Freund,“ schmunzelte Udo kaum hörbar, „das Kollern nachzumachen ist Dir doch zu schwer geworden, und nun kommst Du mir schon in die Schlinge.“

Jetzt ertönte in nächster Nähe dicht hinter der Scheune, auf deren anderen Seite die beiden Jäger, ihren Atem zurückhaltend, kauerten, der Zischlaut des vermeintlichen Birkhahns. Fast atemlos vor Aufregung ergriff Willy den Arm Udos, welchen ihm dieser aber schnell wieder entzog und ihn noch dichter an den Wachholderstrauch, an dem sie kauerten, hinunterzog. In demselben Augenblick sah Willy, wie eine große, dunkle Masse an der Ecke der Scheune erschien und fast lautlos näher an ihren Wachholderstrauch rückte. Er erkannte jetzt deutlich die gebückte Gestalt eines Mannes, der eine Flinte unterm Arm hielt. Nun hatte er den Strauch erreicht, und mit einem eigentümlichen, pfeifenden Laut hatte sich Udo

auf den Ahnungslosen geworfen, ihm die Flinte aus der Hand gerissen und ihn selbst zu Boden geworfen. Der Wilderer, nachdem er einen Schreckenslaut hatte ertönen lassen und im ersten Augenblick einen kurzen Versuch gemacht hatte, sich aus des Jägers starken Armen zu befreien, gab allen Widerstand auf und ließ es auch geschehen, daß Aldo ihm mit dem Flintenriemen, den Willy hatte reichen müssen, die Arme auf den Rücken band und ihm dann befahl, sich ruhig liegend zu verhalten, bis er ihm erlauben würde, aufzustehen.

Dann wandte er sich aufatmend an Willy: „Ich denke, wir lassen es heute genug sein, Jungherr, mit diesem Kerl hier am Boden ist doch keine Gemütlichkeit mehr. Ich bin nur froh, daß ich diesen Fang gemacht habe, denn auf den habe ich schon lange gelauert, und immer war er mir zu schlau.“ Willy war ganz einverstanden; er fühlte noch immer jetzt, wo die Aufregung sich gelegt hatte, das Gefühl der Kälte und des Unbehagens in seinem Körper und war froh, nach Hause zu kommen.

So nahmen sie denn ihre Flinten und Sachen zusammen, und mit dem Wilderer in ihrer Mitte wurde der Heimweg angetreten. Der Weg durch den Morast schien Willy ohne Ende. Duster lag die

Fläche vor ihnen, und nun, wo ihn nichts wie beim Eingang lockte, kam es ihm vor, als ob das Ziel ein wirklich unerreichbares wäre. Außerdem hatte sich der Himmel mehr und mehr mit Wolken bezogen; es war dunkel und unheimlich auf dem Morast und der recht kalte Wind, welcher ihnen gerade entgegenblies, machte das Gehen noch beschwerlicher und durchwehte den armen, kleinen Jäger mit seinem eisigen Hauche. Jetzt sogar fielen einige große Tropfen auf den Wanderer und Abo hob erschrocken die Augen zum Himmel empor.

Dieser schien ihm nicht viel Gutes zu versprechen, denn sein Gesicht wurde sehr düster und er sah ängstlich zu Willy hinüber. „Können Jungherr etwas schneller gehen?“ sagte er, „es scheint, wir bekommen einen tüchtigen Regenguß.“

„Unmöglich, Abo,“ war die Antwort des erschöpften Knaben, „bin schon so wie so müde, außerdem würde es auch nichts mehr nützen, sieh, wie es regnet.“

Und wirklich wurden allmählig die Tropfen zahlreicher und dann plötzlich fing es an zu strömen, ein feiner dichter Regen, der vom Himmel herunterfloß und die Jäger wie in einen feuchten Mantel einhüllte. Es dauerte nicht lange, aber lange genug, um

die Wanderer bis zur Haut zu durchnässen. Udo war verzweifelt, er wußte, was für ein kränkliches Kind Kind Willy war und wie man ihn schonte, und zitterte vor den Folgen dieses Wasserbades.

Endlich hatten sie das Ende des Morastes erreicht und kamen gleich darauf in den Schutz des Wäldchens. Noch ein Viertelstündchen und sie hatten die Buschwächerei vor sich, ein kleines, hölzernes Häuschen, am anderen Rande des Wäldchens gelegen. Zwei Buschwächter und der Kutscher traten ihnen an der Thüre entgegen. Rechts und links vom kleinen Flur lagen zwei Räume, rechts das Schlafzimmer vom Buschwächter, links die Küche, die ihm zugleich als Wohnzimmer diente. Hier sah es wohllich und behaglich aus; ein großes Feuer brannte im Herde, vor ihm stand ein Tisch mit verschiedenen leeren und vollen Flaschen und Gläsern und alles deutete darauf hin, daß man hier noch lange nicht ans Schlafengehen gedacht und in munterer Gesellschaft gezecht und geplaudert hatte.

Udo befahl dem Kutscher, sein Pferd anzuspannen, und mit der Hand lachend auf den Wilddiebweisend, befahl er seinen Kameraden, den hübschen Birrhahn in sicheren Gewahrjam zu bringen. „Endlich haben wir San Bruhl doch fest bekommen, Jungherr, jetzt

werden unsere Nächte ruhiger werden und Jan mag hinter Schloß und Riegel über seine nächtlichen Abenteuer nachdenken.“ Der eine der Buschwächter nahm seine Flinte von der Wand, that noch einen tüchtigen Zug aus einer Kanne auf dem Tische und schob mit seinem stummen Begleiter in die Nacht hinaus. Willy war ans Feuer getreten und hielt seine Hände zur Flamme hin. Udo ging an einen kleinen Wandschrank, öffnete ihn und zog eine Flasche mit dem für jeden Russen und Esthen so unentbehrlichen Wutka heraus, goß etwas davon in ein Glas und reichte es dem Knaben: „Trinken Jungherr das schnell herunter; das thut gut nach so einem Raßwerden.“ Willy that, wie ihm geheißten und schnitt so ein Gesicht dazu, daß die beiden Buschwächter in ein lautes Gelächter ausbrachen. Ein Gefühl des Behagens drang durch den ermüdeten Körper des Knaben, welches aber nicht lange anhielt und einem schweren Kopf und dem alten Gefühl des Fröstelns wieder Platz machte. Mit hochroten Wangen und kalten Händen saß er am Feuer und antwortete nur zerstreut den ängstlichen Fragen Udos, der ihm verstohlen besorgte Blicke zuwarf. Der letztere ging hinaus und trat sichtlich erleichtert ins Zimmer zurück. „Der Wagen ist vor der Thür, Jungherr, und draußen

hat der Regen auch aufgehört; jetzt müssen wir schnell nach Hause und ins warme Bett.“ So fuhren sie denn bald wieder auf der Landstraße heimwärts auf demselben Wege, auf dem sie noch vor ein paar Stunden mit so frohen, erwartenden Herzen gefahren waren. Jetzt waren beide schweigsam und in sich gekehrt, und keiner wollte es dem anderen gestehen, wie jeder von Herzen bedauerte, diese Ausfahrt gemacht zu haben.

„Wenn das Kind krank wird, bin ich schuld,“ dachte Ado für sich hin, „gerade ich!“

Es hatte sich ganz aufgeklärt und im fernen Osten färbte sich der Himmel schon mit einem rothigen Hauch. Die kurze Nacht war vorüber und die Morgenröthe erschien als Vorbote der lieben Sonne, die es eilig hatte, ihr Tagewerk zu beginnen. Im nahen Wäldchen, an dem sie vorüberfuhren, wurde es schon lebendig. Der Ziegenmelker, der früheste aller Vögel, der durch seinen Lockruf die andern Vögel aus ihrem schönen Morgenschlummer weckte, ließ seine Stimme erschallen und bald darauf ertönte der Balzruf der Schwarzwachtel und glaubten die Jäger in weiter, weiter Ferne das Wischen eines Birkhahns zu hören. Alles regte sich, alles rief jubelnd den Morgengruß der Sonne entgegen, die sie so kurze Zeit ent-

beehrt hatten und nach der sie sich doch alle sehnten, die liebe Sonne mit ihren warmen Strahlen!

Nur in Willy's Herz wollte es nicht Morgen werden, ermüdet an Leib und Seele, mit heftigen Kopfschmerzen und einem großen Gefühl von Kälte im ganzen Körper saß er da und lehnte sich ermattet gegen Aldo, der ihm seinen Arm untergeschoben hatte und ihm ab und zu ängstlich forschend ins blasse Gesichtchen sah. Endlich rollte der Wagen in den Park hinein am See entlang. Mitten im Wasser lag eine Insel und auf derselben glänzte schon von weitem ein kleines, weißes Häuschen aus dem hellen Grün hervor, es war das Schwanenhäuschen, und die majestätischen Tiere schwammen, als sie des Wagens ansichtig wurden, mit rauschenden Flügeln näher und näher. Es waren die besonderen Lieblinge der Kinder, welche tagtäglich hinkamen, um den schönen Vögeln Brotkrumen vorzuwerfen. Dieses Mal hat aber der arme, kleine Willy keinen Blick für sie, der Wagen rollte vorüber und traurig enttäuscht zogen die Schwäne sich zurück in ihr Häuschen, um den unterbrochenen Morgenschlummer wieder aufzunehmen.

Das große, weiße Herrenhaus lag kalt und stattlich im Schein der ersten blendenden Sonnenstrahlen, als der Wagen vorfuhr, und es dauerte einige Zeit,

bis Ado sich Gehör verschaffte und ein verschlafener Diener die Hausthür öffnete. Mit Hilfe desselben wurde Willy in seinem Zimmer schnell entkleidet und ins Bett gebracht, und erst als Ado sich davon überzeugt hatte, daß der Knabe augenblicklich nichts weiter als Ruhe bedürfe, verließ er leise das Zimmer und das Haus.





### III.

Gegen 12 Uhr mittags kam der Diener atemlos in das Boudoir der Baronin und brachte die Schreckensnachricht, Jungherr schein sehr krank zu sein, er wäre dunkelrot im Gesicht und klagte dabei über große Kälte. Tödtlich erschrocken lief die Baronin hinauf in das Zimmer des Knaben. Eine halbe Stunde später jagte der Kutscher zum Doktor, der etwa 5 Werst vom Gute im kleinen Flecken lebte. Als der alte Hausarzt und Freund nach einigen bangen Stunden erschien, beruhigte er die erschrockenen Hausbewohner: es werde wohl nicht so schlimm werden, ein einfacher Schnupfen, meinte er, der bei dem zarten Knaben gleich Fieber hervorgerufen habe. Er verordnete eine heiße Limonade, tüchtiges Schwitzen und versprach am nächsten Morgen wiederzukommen. Abends jedoch wurde es schlimmer. Willy fing an, irre zu reden, rief ängstlich nach Aldo, bat ihn kläglich, ihn vor dem bösen Irrlicht zu be-

schützen, welches ihn in den tiefen, nassen Morast locken wollte. Dazwischen versuchte das arme Kind den Lockruf der Birkenne nachzuahmen und schien sich dabei sehr zu quälen, daß ihm dieser nicht recht gelingen wollte. Umsonst thaten die besorgten Eltern alles, um Willy's Linderung zu verschaffen; er wurde gegen Morgen nur noch unruhiger, und der erichrockene Arzt machte dieses Mal ein sehr ernstes Gesicht. „Fürs erste scheint es mir ein rheumatisches Fieber zu sein,“ sagte er zum Baron, der ihn hinunter zum Wagen begleitete, „wenn nur kein Husten entsteht, und es sich nicht auf die Lunge wirft! Das wäre schlimm!“

Und nun, gegen Abend, hatte Willy zu husten angefangen, einen harten, bösen Husten, der des Knaben Brust zu zerreißen schien, und den man weit im Hause hören konnte. Gertha hatte sich vor ihm zur Großmutter geflüchtet, dort lag sie weinend vor dem großen Lehnstuhl und ließ sich trösten. „Was fangen wir an, Großmama,“ klagte sie, „wenn Willy uns sterben würde; was fangen wir an?“

„Wir werden uns dann wie immer in Gottes Willen schicken müssen, geliebtes Kind,“ antwortete Großmama mit vor Thränen erstickter Stimme, „aber hoffentlich, hoffentlich helfen unsere Gebete, und Willy bleibt uns erhalten.“

Die halbe Nacht saß Hertha auf, immer wieder lief sie hinunter, horchte an der Thür des Krankenzimmers und berichtete dann oben, was sie gehört. „Willy hustet schrecklich, Großmama,“ sagte sie, als sie wieder einmal herauf kam, „und Dr. Wagner ist gekommen. Mama kam heraus und hatte ganz rot verweinte Augen und hat mir gesagt: „„Sage Großmama, daß es recht schlecht geht, und sie möge recht beten; ich kann selbst nicht mehr vor Sorge und Angst!““ „Ach Großmama, es ist zu schrecklich!“ schluchzte sie krampfhaft auf und warf sich in die treuen Arme. Allmählich nach langem Zureden gelang es der alten Frau, das erschöpfte Kind auf ihre Couchette zu legen, und bald hatte sie die Freude, an den tiefen Atemzügen Herthas zu merken, daß sie ihren Kummer fürs erste vergessen und der liebe Gott sie sanft ins Traumland hinüber geleitet hatte.

Lange, lange saß sie an Herthas Lager und hielt die Hand des Kindes. Heiß und inbrünstig stiegen ihre Gebete hinauf zum Himmel: sie flehte um das Leben des geliebten Enkels, des Trostes und Lieblings ihrer armen Tochter; aber auch um Ergebung in den allmächtigen Willen bat sie, um Ergebung, das mit Demut zu ertragen, was vielleicht der Vater im Himmel in seiner Allweisheit bestimmt hatte! — Im

Zimmer sah es heimlich und gemüthlich aus; die Lampe war ausgelöscht worden, nur im Kamin knisterte und prasselte ein lustiges Feuer, dessen Schein alle Gegenstände fast taghell beleuchtete. Allmählig wurde das Feuer kleiner und kleiner, das Zimmer immer dunkler; nur ab und zu loderte eine Flamme ganz plötzlich auf, beleuchtete alles ringsum, um gleich darauf wieder zu verlöschen, einige Funken sprühten, und dann war nur noch ein matter rötlicher Schimmer in der nächsten Nähe des Kamins. Immer noch war die alte Frau tief in ihre traurigen Gedanken versunken, sie merkte nicht, wie das Feuer allmählig erlosch, wie der Wind, der schon den ganzen Tag über geblasen hatte und zum Abend in einen Orkan ausgeartet war, an den Fenstern rüttelte und der Regen an die Scheiben klatschte. Da plötzlich knarrte irgendwo unten eine Thür, rasche Schritte erschallten auf der Treppe, und gleich darauf öffnete sich die Thür des Salons nebenan: „Mutter, bist Du wach?“

Es war die Stimme ihrer Tochter, und die alte Dame stand eilig auf. Auf der Schwelle trat sie ihr entgegen und erschrak vor dem Ausdruck ihres Gesichtes. Leichenblaß, wie verstört sah sie die Mutter an und breitete, wie um Hilfe suchend, ihre Arme nach ihr aus. „Mutter, Mutter, ich glaube, er stirbt, mein Junge

stirbt; was fang' ich an, Mutter? Was fang' ich an?" Dieselben Worte, die Gertha gebraucht hatte, dieselbe Verzweiflung gegen das unerbittliche Schicksal.

Mit unendlicher Liebe und Sorgfalt hatte die Mutter die Weinende umschlungen und sie sanft auf ein Sofa geleitet. Nun setzte sie sich neben sie und streichelte ihr wie einem Kinde die Wangen, ihren Kopf an ihre Schulter bettend. Sie sagte kein Wort, sie ließ die Aufgeregte, die an allen Gliedern zitterte, ruhig ausweinen. Sie wußte, daß die Thränen dieses arme, geplagte Herz erleichtern würden und erst, als das Schluchzen nachließ, fing sie an, ihr leise Trostworte ins Ohr zu flüstern. Und während sie ihr zuredete, ihr von Hoffnung sprach, von dem Schwarzsehen des alten Doktors ihr erzählte, krampfte sich ihr Herz zusammen vor bitterm Weh und tiefer Hoffnungslosigkeit. Eine leise Vorahnung hatte sie vom ersten Tage an, als sie von Willlys Krankheit hörte, ergriffen. Sie hatte mit aller Willenskraft, die ihr zu Gebote stand, gegen dieses Gefühl gekämpft, aber vergebens. Immer wieder bemächtigte sich ihrer der eine schreckliche Gedanke, daß ihr geliebter Willy ihnen entrisen, daß diese Krankheit seine letzte sein werde. Aber jetzt durfte sie nicht an sich denken, jetzt galt es, ihrer armen Tochter, der fast das Herz zu brechen schien, zu helfen,

ihren ganzen Einfluß geltend zu machen, um sie vorzubereiten, sollte wirklich das Schrecklichste über sie hereinbrechen, sich in Gottes allmächtigen, zuweilen so unergründlichen Willen zu fügen, ohne dabei selbst unterzugehen.

Wohl eine Stunde saßen die Frauen im halbdunklen Zimmer zusammen. Das arme, gequälte Mutterherz, welches unten im Krankenzimmer so unendlich gelitten und sich aufgebäumt hatte in heller Verzweiflung, wurde hier ruhiger und ergebener. Die junge Frau fühlte sich hier, in den Armen ihrer Mutter, wieder zum Kinde werden, welches nichts weiter verlangte, als getröstet zu werden durch liebe, zärtliche Worte.

Und das Großmütterchen verstand es so wie niemand, Traurige, Verzweifelte zu trösten, zu erheben; und bald hatte sie ihr das Versprechen gegeben, sich auf einige Stunden hinzulegen, während die alte Dame sie unten beim Kranken ersetzen wollte, um auch dort ihrem armen Schwiegersohn etwas Trost und Mut zuzusprechen. Mit einem Licht in der Hand betrat Frau v. B. leise das Nebenzimmer. Der Schein fiel auf das schlafende Kind auf dem Sofa, und war es Rührung mit dem kleinen, blassen Gesichtchen, welches einen so traurigen, wehmütigen Zug um den

Mund hatte, oder war es das Bedürfnis nach etwas Zärtlichkeit, genug, das Licht auf den Tisch stellend, ging sie zu Gertha, kniete neben der Schlafenden hin und barg ihr Gesicht leise schluchzend in die Kissen. Da fühlte sie plötzlich zwei weiche Kinderarme, die sich mit stürmischer Leidenschaft um ihren Hals legten, und hörte die zitternde Stimme ihres Töchterchens: „Ach liebe, liebe Mama, weine nicht! Ich liebe Dich so sehr, und mir bricht das Herz, wenn ich Dich so schluchzen höre.“

Mit Mühe sich bezwingend, versuchte Frau v. B. ihre Thränen zu unterdrücken, und sich auf den Rand des Sofas setzend, nahm sie mit großer Zärtlichkeit das heftig erregte Kind in ihre Arme. Lange, lange hielten Mutter und Tochter sich umschlungen, sich gegenseitig Trost zusprechend, und beide fühlten, daß sie sich in dieser Stunde näher getreten waren, als in all den letzten Jahren, wo beide gefühlt hatten, daß sie sich immer mehr entfremdeten. —

Es waren schreckliche Tage, die nun folgten, der Zustand des Kranken war nicht besser geworden. Der große Professor X aus der Stadt war herbeigezogen worden. Er hatte den Knaben gründlich untersucht und den bangen Eltern mit einem bedauernden Kopfschütteln gesagt, daß hier menschliche Hilfe vergebens

sei; man könne nur noch auf die große Jugend des Patienten hoffen, die ihn vielleicht noch durchbringen werde. Dann war er, vom alten Hausarzt begleitet, hinunter ins Speisezimmer gegangen, hatte dort ein Frühstück eingenommen, sich sehr zufrieden über den schönen Rotwein geäußert und war dann, sichtlich gestärkt, weggefahren, grenzenlose Verzweiflung zurücklassend. Nun kamen schwere, böse Tage. Das Fieber beim Knaben hatte sich noch gesteigert, und der Kranke war bewußtlos geworden und erkannte nur in kurzen Zwischenräumen seine Umgebung. Und dann kam die schreckliche, letzte Nacht. Die Eltern wachten abwechselnd beim Kranken. Der Vater hatte sich nach 2 Uhr etwas hingelegt, und die Mutter saß allein am Bette ihres sterbenden Lieblings. Sie hatte schon längst aufgehört, beim lieben Gott für das Leben des Kindes zu bitten, sie wollte nur noch einmal den Blick der blauen Augen im klaren Bewußtsein sehen, noch einmal den Klang der weichen Stimme hören. Und wie sie so kniete und betete, da hörte sie ihn, da vernahm sie ein leise geflüstertes Wort des Knaben: „Mütterchen!“ Sie sprang empor und beugte sich über ihn. Hell und klar, wie durch einen überirdischen Glanz beiseelt, sahen sie die treuen Kinderaugen an. „Willy, mein herziger Junge, erkennst Du Dein Müt-

terchen? Weißt Du, wer ich bin?" fragte sie zitternd vor Aufregung. Leise aber ganz deutlich kam die Antwort: „Gewiß, Mamachen, kenne ich Dich, — süße Mama!“ fügte Willy hinzu, während sein Blick sich verdunkelte und ein Zug von Zufriedenheit und Ruhe sich über sein abgehärmttes Gesicht legte. „Süße Mama, Willala ist müde; Willala wird jetzt schlafen.“ Er nannte sich wieder einmal nach langen Jahren beim alten Kindernamen, den er sich damals selbst als kaum dreijähriges Kind gegeben hatte. Und dann schloß er für immer die müden Augen und schlummerte sanft hinüber in die Gefilde, wo der Heiland, den er so geliebt hatte während seiner kurzen Kinderzeit, ihn aufnahm in seine Herrlichkeit.

An einem herrlichen, sonnigen Frühlingstage, als sich die ganze Natur zu freuen schien und die Wald- und Wiesenblumen extra stark dufteten und die Vögel besonders laut jubelten, brachten sie den kleinen Willala in die Familiengruft, in die kleine, weiße Kapelle mitten im Tannenwalde.

Wie oft war dieser Ort das Ziel der Spaziergänge der Kinder gewesen! Wie oft waren sie mit der Großmutter und den Eltern dort gewesen und hatten mit Blumen die Kapelle verziert, und nun kam der jüngste Sprößling dorthin zu seiner letzten

Ruhestätte. Die Eltern, eine Menge Nachbarn, sämtliche Diensthofen und vieles Landvolk, welche alle den kleinen Jungherrn, der immer ein freundliches Wort oder ein Kopfnicken für sie gehabt, sehr lieb gehabt hatten, begleiteten ihn dahin. Nur Hertha mußte zurück gelassen werden und blieb bei der alten Großmutter, ihr Schmerz war so leidenschaftlich gewesen, und die Mutter fürchtete die Scene vor dem offenen Grabe. Sie hatte selbst zu viel zu tragen, brauchte zu sehr Selbstbeherrschung, um bis ans Ende sich aufrecht zu halten.

Nun lag das aufgeregte Kind schon seit einer halben Stunde laut schluchzend auf ihren Knieen vor der Großmutter Lehustuhl, und keine Überredung konnte sie bewegen, aufzustehen. Immer und immer wieder kam dieselbe Frage: „Großmama, warum, warum mußte Willy sterben? Wie konnte Gott dieses Schreckliche zulassen?“

Da ertönte die ernste Stimme der alten Frau: „Hertha, ich möchte Dir eine Geschichte erzählen; versuche Deine Thränen zu unterdrücken und mir zuzuhören!“ Erstaunt hob Hertha, plötzlich ruhig geworden, den Kopf: „Eine Geschichte, Großmama, jetzt?“ „Ja jetzt; setze Dich zu mir, mein Kind, und höre

genau zu; vielleicht kann ich Dir auf das „warum“ eine Antwort geben.“ Gehorsam stand Hertha auf, zog einen niedrigen Sessel zu der alten Dame heran und legte ihren heißen Kopf auf deren Schoß. Nach einer kleinen Pause fing die Großmutter ihre Erzählung an: „Ich war noch sehr jung, kaum 18 Jahre alt, als ich mich mit Deinem Großvater verlobte. Es war eine herrliche Zeit, mitten im Frühling, so wie jetzt, Frühling in der Natur und Frühling in meinem Herzen, denn ich war sehr glücklich und liebte meinen Bräutigam unsagbar. Da, eines Tages, es war Sonntag, und er war gerade herüber geritten (wir waren Nachbarn und hatten schon als Kinder zusammen gespielt) schlug uns mein alter Vater vor, in eine etwas entfernt liegende Kirche zu fahren, in der ein sehr berühmter Geistlicher, der gerade in der Nähe auf einem Gute zum Besuch war, aus Gefälligkeit diesen Sonntag predigen sollte.

Niemals werde ich diese Fahrt vergessen; meine Eltern, mein Bräutigam und ich fuhren durch das herrliche, im vollen Frühlingschmucke prangende Land, die Sonne stand am blauen Himmel, die Vögel sangen, und in meinem Herzen war so viel Glück und Seligkeit, daß, als wir vor der reizenden, kleinen Kirche anlangten und ich die Kirchenglocken hörte, sich meine

Augen vor lauter Freude an meinem jungen Leben mit Thränen füllten.

Die Predigt war sehr ernst, und der alte Pastor mit seinen weißen, wallenden Haaren und seiner wunderbar tiefen, melodischen Stimme hatte eine so packende Art zu predigen, daß alle Zuhörer tief ergriffen waren. Er sprach von einem jungen, engelsguten Mädchen, einer Jüdin mit Namen Tabea, welche weit und breit Samariterdienste an ihren Mitmenschen ausübte. Durch Medizin und Erquickungen sorgte sie für das leibliche Wohl der Kranken und Armen, und durch Zuspruch, tröstende und aufmunternde Worte versuchte sie Samen auszusäen für das himmlische Reich. Aber es war eine verstockte und sündhafte Gesellschaft, unter der sie lebte, und es gelang ihr nur sehr vereinzelt, eine Seele zu gewinnen.

Da wurde Tabea schwerkrank und trotz Gebeten und Flehen der ganzen Bevölkerung zum Allmächtigen starb sie. Da war überall Kummer und Verzweiflung, und erst jetzt nach ihrem Tode merkten die Menschen so recht, was sie an ihr verloren, und — sie gingen in sich —, und viele von denen, die zu Tabeas Lebzeiten auf dem Wege der Sünde waren, kehrten um und fanden in ihrem Kummer den Weg zum Himmel.

Und nun entnahm der greise Pastor eine ge-

waltige Lehre aus dieser einfachen, kleinen Geschichte, die ich, trotzdem so viele Jahre darüber hingegangen sind, niemals vergessen habe.

„„Gottes Wege sind wunderbar unergründlich,““ sagte er. „Wie oft werden uns unsere Liebsten entzissen, wie oft gerade die Besten, die Edelsten, welche durch ihr Beispiel uns zum Vorbild hätten dienen können! Wie oft kommt dann die verzweifelste Frage „warum“, warum mußte es gerade dieser sein, warum gerade die junge, liebende Ehefrau, der ganze Trost, die ganze Wonne des Mannes, warum gerade die Mutter den unmündigen Kindern, welche ohne ihre Pflege kaum auskommen können; warum gerade der einzige Sohn den Eltern, deren Stütze im Alter er hätte sein können — ja warum? Wie oft ist mir diese schreckliche Frage vorgelegt worden von verzweifelten Menschen, deren Liebstes sie hatten hergeben müssen — und dann, liebe Gemeinde, ist eben die einzige Antwort: Der Allmächtige da oben ist ein weiser Gott; er weiß, was er thut, wie er die Seinigen zu sich ziehen kann. Er ist wie der geschickte Arzt, der zuweilen eine tiefe Wunde schlagen muß, um den Patienten zu retten. Wer weiß, vielleicht hat Gott schon vieles versucht, um Dich für das himmlische Reich zu gewinnen, aber Du bleibst verstockt, und

da nahm Er Dir das Liebste, was Du hast, schlug Dir eine tiefe, schmerzliche Wunde, damit Du in Deinem furchtbaren Schmerz Ihn, unseren einzigen, sichereren Trost — finden möchtest.

Es wandeln viele Tabeen auf dieser sündhaften Erde — viele fromme Menschen, welche überall Gutes säen und Liebe ernten; — wenn solch eine unter Euch lebt, so haltet fest an ihr, lernt beizeiten umzukehren, ehe Gott die Geduld verliert, und wenn es doch passiert, dann beugt Euch unter seinen Willen, seid demütig, tragt Euer Kreuz mit Geduld — und findet den richtigen Weg zu Eurem Heiland!“

Großmama hatte geendet — Hertha hatte schon lange aufgehört zu schluchzen und blieb auch jetzt still sitzen, den Kopf auf dem Schoße der alten Frau.

Da fühlte sie einen heißen Tropfen auf ihrer Stirn. Sie sah auf; große Thränen standen in den alten, treuen Augen, und um den Mund zuckte es schmerzlich. „Hertha, geliebtes Kind,“ sagte die Großmutter und nahm mit großer Zärtlichkeit den Kopf des Mädchens in ihre Hände, ihr dabei tief in die Augen sehend. „Du bist nun die einzige, die Deinen armen Eltern geblieben ist. Deiner Mutter Herz ist fast gebrochen unter diesem furchtbaren Schlage. Nur Du kannst die armen geprüften Menschen wieder auf-

richten. Du mußt versuchen, ihnen den geliebten Heimgegangenen zu ersetzen, indem Du so wirkst, wie er gewesen ist, ein frommes, gutes, zärtliches Kind. Laß das Opfer, welches Gott gefordert hat, nicht spurlos an Dir vorüber gegangen sein. Verstehst Du jetzt, warum ich Dir diese Geschichte erzählt habe? Habe ich Dir keine Antwort auf Deine Frage gegeben, warum mußte Gott uns unsern lieben Willy, der doch wirklich so gut und fromm war, so wenig noch auf dieser Erde gesündigt hatte, wegnehmen?"

Bitternd, fast unhörbar war Hertha's Antwort: „Ich habe verstanden; Willy war unsere Tabca. Wie oft hat er mich von Unarten abgehalten, wie oft mich ermahnt, liebenswürdiger und geduldiger zu sein; und ich habe nicht hören wollen, war nur neidisch auf die Liebe, die ihm von allen Seiten geschenkt wurde.“ Hertha's Stimme brach, und leise weinend barg sie das Gesicht in ihre Hände.

Aber nur auf kurze Zeit, dann hob sie wieder ihren Kopf, mit einem wunderbaren Ausdruck von Ergebenheit und Festigkeit in ihren dunklen Augen sah sie die Großmutter an, und hell und klar kamen die Worte von ihren Lippen: „Ja Großmama, ja, Willy's Tod soll nicht unnütz gewesen sein. Ich werde mich ändern, werde versuchen, Papa und Mama ein Trost

zu sein, und wenn ich auch nicht — Willy ersetzen kann“ — stockte sie, indem ihr Mund von verhaltenem Weinen zuckte, „so will ich doch trachten, ihnen eine gute Tochter zu sein! Du sollst mit mir zufrieden sein!“

Und Großmama war zufrieden. Von diesem Tage an änderte sich Hertha vollständig. Sie schien wie geläutert, sie wurde sanft und freundlich gegen die Leute, zärtlich und aufmerksam gegen Vater und Mutter, besonders gegen die Letztere, die durch den schweren Schlag, der sie getroffen, längere Zeit kränkelte und sehr der Pflege bedurfte. Was sie ihrer armen Mama an den Augen absehen konnte, das that sie, und allmählig wurde das Verhältnis zwischen Mutter und Kind ein tiefinniges. Wenn noch zuweilen eine böse Stunde über Hertha kam, dann lief sie in die kleine, einsame Kapelle, in der ihr lieber Willy ruhte. Dort betete sie so recht von Herzen und bat den Allmächtigen um Kraft, auf dem guten Wege zu bleiben, und Er erhörte die Bitte.

Sie wurde der Trost der Eltern und der Liebling des ganzen Hauses. Später schenkte der Himmel ihr noch ein Schwesterchen und ein Brüderchen, welche an ihrer großen Schwester mit hingebender Zärtlichkeit hingen, bekamen sie doch nie ein böses Wort von ihr zu hören — — Willy's Tod war nicht unnütz gewesen!“

---

